Epiſche

# Dichtungen

von

Ludwig Giesebrecht.

Stettin, 1827.
Bei Friedrich Heinrich Morin.

Ex
Bibloth. Regi.
Berolinensi.

Yn 4681

# 1.

## Der Mekkapilger.

„Geiſter ſtehn an deiner Seiten,
Großer, heiliger Prophet,
Horchend in die fernſten Weiten
Nach der Gläubigen Gebet:
Wie der matte Strauß die Flügel,
Heb' ich von dem dürren Hügel
Meinen Blick gen Oſt hinaus;
Strahl des Auges, alle Riegel
Dringe durch zu Gottes Haus.

„Schmachtend lieg ich auf dem Sande,
Die Kamele um mich her!
Ihr wißt Brunnen tief im Lande,
Kennt die Quellen, wie das Meer:

Nehmt des Auges dichte Binde,
Gute Geiſter, nehmt ſie linde
Von des durſt'gen Wandrers Haupt,
Daß ich wo die Quelle finde,
Eh der Pfeil das Licht mir raubt.

„Fezzan mit den Dattelhainen,
Wo der Stern der Liebe wacht,
Wo nur ſel'ge Augen weinen
In der wollustreichen Nacht,
Jedes Glück hab ich verlaſſen,
Durch des Sandmeers öde Straßen
Wall' ich fort zur heil'gen Stadt:
Könnt ihr euren Pilger laſſen,
Der auf eure Pfade trat?

„Gleich dem lichten Wolkenkranze
Um der höchſten Berge Thron
Eah ich, hell im Sonnenglanze,
Von dem Felſen Mekka ſchon:
Die auf Hedſchas Grund gebieten,
Die des Sternenhauſes hüten,
Reine Geiſter, helfet mir!
Meiner Sehnſucht Lilienblüthen
Knoſpend noch verſchmachtet ihr!

„Iſt mein Lied umſonſt erklungen,
Muhamed, zu deinem Preis?
Hab' ich dir umſonſt geſungen
In der Fürſten edlem Kreis? —
Ach, du bleibſt wohl groß und prächtig,
Das Verhängniß rühret mächtig
Auch des Sängers Scheitel an.
Gehe ſtürmend, geh bedächtig,
Vorgeſchrieben iſt die Bahn.“ —

„„Vorgeſchrieben!“ “ hallt es wieder
Als aus tiefem Thalesgrund,
Und die ſchweren Augenlieder
Schlägt er auf und wird geſund.
Schattig, duftend, ein Entzücken
Hebt ſich vor des Pilgers Blicken,
Grün Acaciengebüſch,
Schlanke Zweige wehn und nicken,
Waſſer rieſeln kühl und friſch.

Und mit Wort und heiterm Winke
Ruft ein Jüngling zu dem Quell:
„„Sohn der Wüſte, komm und trinke,
Tränke die Kamele ſchnell!

Nicht verſchmachten ſollſt du Knabe;
Süße Datteln nimm und labe
An dem klaren Brunnen dich:
Vom Propheten kommt die Gabe,
Der Geprieſ'ne ſendet mich.“ “ —

„Muhamed, an dieſem Bache
Sinn ich die ein neues Lob,
Sinne ſchweigend, und dann wache,
Wenn das Sterngezelt ſich wob,
Wache des Propheten Dichter,
Wie des Himmels lautre Lichter,
Töne aus den Preisgeſang!
Zeuge für mein Lied und Richter
Wallt der Mond den ſtillen Gang.

„Dann noch eine Tagereiſe
Und die Wallfahrt iſt vollbracht;
Was ich ſehnte laut und leiſe
Glüht in Paradieſes Pracht:
Um mich Mekka's alte Mauer,
In der Bruſt die Gottesſchauer
Tret ich in des Tempels Chor,
Ernſte Wolluſt, ſel'ge Trauer
Strömt durch Herz und Aug' und Ohr.“ —

„„Pilgrimm ſieh nicht in die Ferne,
Freu dich jetzt und labe dich;
In dem Schickſalsbuch der Sterne
Geht kein Sprüchlein hinter ſich. —
Aus den blüthevollen Zweigen,
Die zum Gruß herab ſich neigen,
Wind' ich dir den reichen Kranz,
Nimm ihn, nimm, dir ſei er eigen;
Wie er glüht im Abendglanz!"" —

„Warum ſpannſt du deinen Bogen,
Die Gazelle floh zu ſchnell?" —
„„Sieh den Sand der Wüſte wogen,
Wirbelnd, neblicht, dämmerhell:
Kennſt du fernher die Geſtalten,
Wie ſie Pfeil und Bogen halten,
Wolken unter ihrem Fuß? —
Deine Sterne müſſen walten
Und dein Leben eilt zum Schluß."" —

„O du wirſt mich nicht erlegen,
Dein Gewand iſt weißes Licht,
Deinen Köcher magſt du regen,
Mich verderben wirſt du nicht." —

„„Doch, die weiße Hülle ſinket,
Sieh, der ſchwarze Mantel winket
Düſter wie am Nil der Mohn.““ —
„Starker, wie dein Pfeil auch blinket,
Ich bin des Propheten Sohn.“

„„Muhamed goß ſeine Freuden
Gütig über dich herab;
Aber Gott gebeut zu ſcheiden,
Dein Verhängniß ruft ins Grab.““ —
„Ach, nur Eines Tages Länge,
Daß ich meine Pilgergänge
Selig ſtill vollenden mag,
Daß ich, nach der Sehnſucht Enge,
Schaue der Erfüllung Tag.“ —

„„Sehnend ſelig ſteigt die Sonne
Zu der Jungfrau Haus empor;
Lerchenſang und Frühlingswonne
Lockt ſie zu dem lichten Thor;
Aber traurig ſinkt ſie wieder
Von der heitern Höhe nieder,
Trüb' und trüber wird ihr Blick:
Deine Sehnſucht, deine Lieder
Sind dein reichſtes Pilgerglück.““

Näher wehn die dunkeln Geister
Und es wirbelt ſich der Sand,
Ihrer Pfeile ſind ſie Meiſter,
Ihre Bogen ſind geſpannt:
Quell und Bäume ſind verſchwunden,
Nur den Geiſterhand gewunden
Friedlich grünt des Pilgers Kranz,
Und ſein Haupt ſenkt ohne Wunden,
Schmerzlos ſich im Abendglanz.

## 2.

# Die heilige Cäcilia.

„Ziehn herauf die milden Sterne?
Meine Lieben naht ihr schon?
Wohl aus wunderſel'ger Ferne,
Wohl von Gottes lichtem Thron?
Sterne, Engel ſeht ihr nieder,
Wo die Schweſter ſehnend wallt,
Daß im Chor der Himmelslieder
Nicht auch ihre Stimme hallt?

„Nehmt mich auf in eure Pſalmen,
Seraphkinder zart und licht!
Tönt ihr auch, ihr ernſten Palmen?
Sagt, was euer Rauſchen ſpricht.
Und die Waſſerbäche fallen,
Und der Duft der Blumen quillt:
Heilig Nachtlied hör' ich hallen,
Das die Weite rings erfüllt.

„Auf, erwacht auch meine Sinnen!“
Alſo ſpricht Cäcilia,
Greift die Harfe, Thränen rinnen
Und es tönt: „Halleluja!“
Ein Halleluja — dann ſchweiget
Ihrer Saiten voller Klang,
Auf die Harfe hingeneiget,
Thränen ſind ihr Feſtgeſang.

Und die frommen Sterne ſehen
Lind und leuchtend, wie zuvor,
Und der Palmen Zweige wehen,
Und es haucht der Blumenflor,
Und die Waſſerbrunnen gießen
Ihre Bächlein ſpielend fort,
Und des Mädchens Thränen fließen,
Ihre Lippen regt kein Wort.

Und das Lobgetön der Himmel
Wird ihr traulich Wiegenlied,
Und der Sterne Glanzgewimmel
Wie es friedlich nieder ſieht!
Sinnenauge iſt geſchloſſen,
Seelenauge wird ihr licht,
Um ſich ſchaut ſie ausgegoſſen
Ein verklärtes Traumgeſicht.

Nieder ſank der blaue Schleier,
Und der Himmel that ſich auf,
Und ſie ſah die Sabbathfeier
Aller, die vollbracht den Lauf:
Väter, Heilige, Propheten
Und der Blutszeugen Schaar
Hört ſie unausſprechlich beten,
Hymnen tönen wunderbar.

Alle knie'n auf Lichtswogen,
Siebenfarbig, makellos,
Die ein lautrer Regenbogen
Von des Ew'gen Stuhl ergoß.
Und der Bogen ward zum Kreiſe
Unten auf der Erde Raum,
Harfnerinn und Harfe leiſe
Schließend in den Farbenſaum.

Holde Engelkinder ſchwebten
Her, wie ſanfter Abendwind,
Sprachen, ſangen, Worte bebten:
„Gieb uns deine Harfe, Kind!“ —
Und des Mädchens Arme hoben
Schlummernd ihre Harfe auf,
Und ihr iſt, als ob nach oben
Wieder ſtrebt der Engel Lauf.

Und die Himmelsdecke faltet
Wieder ihre Schatten aus,
Und das Heer der Sterne waltet
Droben an dem ew'gen Haus:
Und mit feiernden Gesängen,
Fliegt der Seraphchor hinan,
Und Cäciliens Harfe hängen
Sie bei den Gestirnen an.

Und der Schlummernden zur Seite
Blieb ein himmlisch Wesen da
„Weine nicht, Gebenedeite,
Halte, was dein Aug' ersah:
Durftest du die Sel'gen schauen,
Hören ihren Weihgesang,
Sollst du nun ein Gleichniß bauen
Dessen, das dein Herz durchdrang."

Da entbebt Cäciliens Munde:
„Schone, Heil'ge, schone mein!
Kürze dieses Lebens Stunde,
Laß mich droben bei dir sein."
Spricht die aus dem Paradiese:
„Kennst du mich, Cäcilia?" —
„Mutter Gottes?" lispelt diese;
Jene winkt ein freundlich Ja.

Und des Mädchens Lippen flehen:
„Nun, ich bin des Herren Magd;
Möge mir durch ihn geſchehen,
Wie dein ſel'ger Mund geſagt." —
„Schweſter!" tönt es, als verſchwebend
Traum und Schlummer jetzt entwich:
Das geſenkte Haupt erhebend
Blickt die Jungfrau über ſich.

Und die frommen Sterne ſehen,
Lind und leuchtend wie zuvor,
Und der Palmen Zweige wehen,
Und es haucht der Blumenflor,
Und die Waſſerbrunnen gießen
Ihre Bächlein ſpielend fort:
Durch Cäciliens Seele fließen
Töne nur, kein irdiſch Wort.

Und ſobald der Morgen graute,
Hub ſie ſtumm die Arbeit an;
Keiner forſchte, was ſie baute,
Was ſie ſeltſam ernſt begann:
Wer da kam, ſie zu befragen,
Sah ſie, betete und ging,
Weil ihr Haupt ſeit dieſen Tagen
Lichter Heil'genglanz umfing.

Wie die Biene Honigzellen,
Baut ſie ihre Orgel auf,
Röhren ſieht man ſich geſellen,
Kunſtreich hebt es ſich hinauf,
Und der Ernſt, die ſtille Liebe
Und des Glaubens reiche Kraft
Walten hin durch das Getriebe,
Als der Geiſt, der Leben ſchafft.

Monde ſtumm vorüber ſchreiten,
Bis der Wunderbau vollbracht,
Selbſt der Harfe treue Saiten
Schwiegen ſeit der Weihenacht.
Endlich, als die Abendſonne
Eben durch die Fenſter ſah,
War's vollbracht: in ſtiller Wonne
Kniete Sanct Cäcilia.

Und die Veſperglocken hallten
Sanft vom Kirchenthurm hinaus,
Und die trauten Schweſtern wallten
Feiernd in das Gotteshaus.
Und Cäcilia ſich erhebend,
Steigt zu ihrem Bau hinan,
Ob dem Pſalm der Menſchen ſchwebend,
Hebt der Pſalm der Orgel an:

„Lobt den Herrn im Heiligthume,
In der Veſte ſeiner Macht,
Himmel ſagt von ſeinem Ruhme,
Lobt ihr Wolken ſeine Pracht!
Lobt ihn alle ſeine Engel,
Lobt ihn ſeiner Heil'gen Schaar,
Wandelnd, leuchtend, ohne Mängel,
Lobt ihr Sterne, rein und klar!

„Lobt ihr Cedern, lobt ihr Bäume,
Feuer, Fluthen, Schnee und Wind,
Berge, Hügel, tiefe Räume,
Lobt ihn Thier und Menſchenkind:
Wenn die wilden Donner toben,
Wenn die Abendröthe naht,
Alles ſoll den König loben,
Alles was da Odem hat!" —

Und die Orgelſtimmen ſchwiegen,
Und es ſchwieg die gläub'ge Schaar,
Aber auf den Knieen liegen
Alle noch am Hochaltar,
Und herab von hohen Stufen
Wandelt nun Cäcilia:
„Schweſtern kommt, die Sterne rufen,
Stille Nacht iſt wieder da.

„Meine

„Meine Harfe gebt mir wieder,
Die mir lange, lange fern:
Kommt zurück, ihr trauten Lieder,
Kommt mir mit dem Abendſtern!“ —
Und ſie geht hinaus, erblaſſend,
Und die Schweſtern folgen nach,
Ihre Harfe fröhlich faſſend,
Kehrt ſie heim in ihr Gemach.

Und die frommen Sterne ſehen
Lind und leuchtend, wie zuvor,
Und der Palmen Zweige wehen,
Und es haucht der Blumenflor,
Und die Waſſerbrunnen gießen
Ihre Bächlein ſpielend fort,
Und Cäciliens Blicke grüßen
Schon den nahen Friedenspart.

Ruhſam ging die Nacht zu Ende,
Und des jungen Morgens Licht
Sah gefaltet ihre Hände,
Lilienbleich ihr Angeſicht.
Himmliſche mit grünen Palmen
Hielten ihr die Todtenwacht,
Bis mit Orgelſang und Pſalmen
Man den Leib zur Ruh gebracht.

# 3.

## Die Entflohene.

„Laß treiben den Wrack! Schnell zur Hütte hinein!
Es wird ja doch beſſer im Warmen uns ſein,
Als draußen im Sturm und im Regen.
Mein Weib iſt noch munter, am Fenſter iſt Licht;
Nur ſachte und wecket den Säugling ihr nicht,
Sie ſoll uns heut Abend noch pflegen.“

Er öffnet die Thür, er tritt leiſe heran,
Es folgt ihm ein alter langbärtiger Mann,
Drei Jünglinge ſtehen dahinter.
Durchnäßt ſind ſie alle. Der Alte iſt ſtill,
Läßt reden die andern, was jeglicher will,
Die ächzen von Schiffbruch und Winter.

Sonſt ſchlummernde Stille im kleinen Gemach,
Die Lampe im Fenſter alleinzig nur wach,
All menſchliches Auge geſchloſſen;
Das Kind in der Wiege, die Mutter dabei,
Vom ernſten, vom ſpielenden Tagewerk frei,
Sind beide ſchon Ruhegenoſſen.

„Erwache, du Liebe, laß ſchwinden den Traum;
Zum Nicken und Dämmern iſt ferner noch Raum,
Jetzt bring' ich geborgene Leute.
Nun ſuche und reiche hervor, was du haſt!
Wen ich mir gerettet, der bleibet mein Gaſt,
Das hielt ich ſchon immer, wie heute." —

„„Seid alle willkommen! — Wie biſt du ſo gut!
So trugſt du auch mich aus der grimmigen Fluth
Herein in die gaſtliche Hütte.""
Sie ſpricht es. Die Jünglinge ſehen ſie an
Und winken einander: der bärtige Mann
Dankt ernſt und mit fürſtlicher Sitte.

Das Feuer wird ſchnell auf dem Heerde geſchürt
Und ſorgſam bringt der behagliche Wirth
So viel er an Kleidern gefunden.
Er hilft ihnen ab von der adlichen Tracht;
Der eine wird ſchleunig zum Schiffer gemacht,
Ein andrer in Decken gewunden.

Und keiner beſeufzet ſein traurig Geſchick,
Frau Anne mit Laune, mit lächelndem Blick
Macht Aerger und Unmuth verſiegen.
„Sie iſt es! Sie iſt es!“ ſo flüſtert man ſcheu,
Als wäre das Wort nur den Lippen entflohn
Und wäre wohl beſſer verſchwiegen.

„Horch, Anne, was klang da?“ — Der Knabe erwacht.
„„Schlaf ruhig, mein Söhnchen, es iſt noch in Nacht;
Es hat nur die Harfe geklungen.
Schlaf ruhig! die Harfe, die Harfe iſt dein.““
So ſinget die Mutter den Weinenden ein,
Und weg ſind die Thränen geſungen.

Der Alte nimmt prüfend die Harfe zur Hand —
Gelehnt an die Wiege die tönende ſtand,
Dran eben die Saite zerſprungen.
„Freund, ſpricht er, das iſt dir ein köſtlich Geräth,
Und wer es verſteht, hat ihm frühe und ſpät
Das ſchwellendſte Leben entrungen.“ —

„Traun, Alter, das war ein verſtändiges Wort;
Wir ſpürens ein jeder an jeglichem Ort,
Es iſt ein verwunderlich Fühlen.
Der Knabe ſchläft anders dir nimmer nicht ein,
Er muß in den Schlummer geharfet erſt ſein,
Die Mutter muß ſingen und ſpielen.

„Und hör' ich am ruhenden Abend den Klang,
Von ferne die Harfe, den Wiegengeſang,
Da quellen mir manchmal die Thränen.
Nun halt' ich die Ruder, nun faß' ich ſie an,
Schnell treib ich den Nachen hin über den Plan,
Ich bin ſo voll Freude und Sehnen.“ —

„Die köſtlichſte Harfe, die jemals ertönt
Am ſchimmernden Feſt, wenn der König gekrönt!
Wer bot dir ſo herrliche Gabe?“ —
„Dem Meere, dem Sturmwinde bin ich vertraut,
Die gaben die Harfe, die gaben die Braut
Und was ich auf Erden nur habe.

„Am Abend vor Pfingſten, ein Jahr iſt vorbei,
Die Sonne war heiter, der Himmel ſo frei,
Nach ſchaurigen, ſtürmiſchen Tagen,
Da fand ich die Harf' und das lieblichſte Weib,
Am Strande, erſtarrt, ohne Odem den Leib,
Ich wollte zu Grabe ihn tragen.

„Und als ich ſie heim in die Hütte gebracht,
Da war ſie vom Tode, vom Schlummer erwacht,
Und regt ſich und fühlt ſich erwarmen,
Sieht um ſich und legt mir das Haupt an die Bruſt,
Da ſah ich ſie athmen in ſeligſter Luſt,
Und ließ ſie nicht mehr aus den Armen.“ —

„„Ihr trefflichen Ritter in Schiffergeſtalt,
Erinnert die Hausfrau, nun ſetzet euch bald;
Mein Mahl wird der Hungrige ehren.““
Sie eſſen und kräftigen Glieder und Sinn. —
„Doch ſeid ihr ſo ſchweigend: wo denket ihr hin?
Ihr werdet des Schlafes begehren.

Nun trinkt aus dem Becher, indeß ich die Streu
Aus Stroh euch bereite und duftigem Heu. —
Frau, gieb mir ein Licht in die Leuchte!“ —
Und wie, was er wünſchet, die Lächelnde thut,
Wie blickt doch der Alte ſo finſter gemuth,
Als ob es ihm übel bedäuchte.

Und kaum hat der Lootſe die Thüre gefaßt,
Da hebt ſich der graue, langbärtige Gaſt
Und ſpricht zu der Hausfrau gewendet:
„O Königinn du, ich mißkenne dich nicht,
Bekannt iſt mir Harfe, Geſtalt und Geſicht;
Dich ſuch' ich, vom Volke geſendet!

„Komm wieder, dich ladet dein blühendes Reich,
Frei walte du mit dem Geſetze zugleich,
Was fliehſt du die leuchtende Krone?
Wie lebſt du erniedrigt in feindlichem Land,
Und keiner hat dich, als du ſelber, verbannt?
Komm, ſitze auf ſtrahlendem Throne!“ —

„„Still, Kanzler, du ſprichſt ja ſo ſtattlichen Tons,
Als prangteſt du hoch auf den Stufen des Throns,
Die Stände zur Rechten und Linken,
Als hätteſt du nie ſo ein Liebes geherzt,
Im Arme gewieget, getändelt, geſcherzt:
Wie Augen des Säuglinges blinken!

„„Es ſchauert durchs Land, es durchſtürmet die See,
Den Völkern iſt ſeltſam, iſt heimlich und weh,
Es regen ſich mächtige Geiſter:
Da leget das Mädchen den goldenen Stab,
Den Purpur, die Krone, die funkelnde, ab:
Geht, ſuchet euch andere Meiſter!““

Verſtummt iſt der Kanzler; die Jünglinge ſtehn,
Als hätten ſie tief in die Sterne geſehn,
Die Königinn ſitzt an der Wiege.
Die prächtigen Gäſte, ſie zogen hinaus,
Sie kehrten zurück in der Könige Haus:
Die Königinn ſitzt an der Wiege.

# 4.

# Traum und König.

Seeräuber schifften von der grünen Küste,
An Beute reich, zur engen Bucht hinaus,
Was ein verwöhntes Auge nur gelüste,
Sie führten es in ihr umwogtes Haus;
Auf Purpur ruhte Goldgeräth, es küßte
Der Demant den Rubin, nur schlicht und kraus,
Wie Heergewätte, wenn die Krieger wandern,
Lag ungeordnet, funkelnd eins beim andern.

Auftauchend stand die Sonne ob der Fluth
Und Luft und Wasser rosenfarb erglänzend;
Laut regte sich der Männer Uebermuth
Und, mit der Krone sich sein Haupt umkränzend,
Die er geraubt, trotz aller Wächter Hut,
Den goldnen Becher selber sich kredenzend
Und leerend, hingewandt zur jungen Sonne,
Begann der Räuberfürst, voll Siegeswonne:

„Du großes Meer, dich ſoll ich wahrlich loben,
Dich, dem die Sonne, dem das Land entſteigt,
Aus dem die ſchönſte Göttinn ſich erhoben,
Der alles Lebende ſich freudig neigt,
Dich, das in Wogendrang und Sturmestoben
Dem kühnſten Manne ſich vertraulich zeigt,
Das Schöne bildend mütterlich und brünſtig,
Dem Starken ſtark und dem Verwegnen günſtig.

„Was ich nur bin, hab' ich durch dich gewonnen,
Auch dieſe Krone dank ich dir allein;
Ich hab's nicht mühſam mir gewirkt, geſponnen,
Noch geud ich nächtlich nach metallnem Schein —
Was ſo errungen wird, iſt bald zerronnen —;
Im raſchen Wurf, im Sturme ward es mein.
Von dir entfernt, wie muß der Menſch ſich quälen,
Du ſtolzes Meer, du Heimath-ſtarker Seelen.

„Ein Opfer ſei dir heute dargebracht,
Ein königliches, das ſich wohl gebühret.
Auf, ihr Genoſſen, habet fleißig Acht,
Daß ihr das Beſte von der Beute küheret,
Die wir im Dunkel dieſer letzten Nacht
Durch Klugheit und Gewalt davon geführet:
Das ſoll das Opfer ſein, das zugeſagte." —
Und alle ſchwiegen, als der Führer fragte.

Dann ſpricht ein Vater leiſe mit dem Sohne,
Der's wieder ſo dem andern anvertraut:
„Ich ſag' es nicht, mir wär's zum ſchlechten Lohne.“
Ein Jüngling ruft es, vor den andern, laut:
„Das beſte von der Beute iſt die Krone,
Die unſer Aug' um deine Stirne ſchaut.“
Der Führer nahm den goldnen Reif vom Haupte:
„Nimm hin, o Meer, nimm hin das beſt Geglaubte!“

Er warf ihn in das Blau. Zum tiefſten Grunde
Verſank die Krone; der Entkrönte ſpricht:
„Ihr habt gewählt, als wie aus Einem Munde,
Ihr habt gewählt, allein das Beſte nicht;
Nun bring ich ſelbſt in dieſer ernſten Stunde
Das größre Opfer dar, nach Fürſtenpflicht:
Hell ſchaut die Königskrone, heller ſchaut
Die Königstochter und die Königsbraut.“

Und wie der Vater von dem Schooß der Amme
Mit wenig Müh den Säugling hebt und faßt,
Und wie der Hirt mit dem erſtarrten Lamme
Nach Hauſe wandert, als mit leichter Laſt,
So ſchwang der Starke, dem von dunkler Flamme
Das Aug' erglüht, leichtarmig und mit Haſt,
Die Königstochter aus dem Kreis der Frauen,
Der Mitgefangnen, die mit ihr voll Grauen.

Den Schleier warf er ab und die Gewänder,
Hoch hob er ſie mit mächt'gem Arm empor.
„Du ſiehſt — er ſprach es — aller Menſchen Länder,
Vom feuchten Lager, Sonne, blick hervor;
Bis wo der letzte Saum der Himmelsränder
Auf grüner Fläche ruhend ſich verlor,
Iſt dir ein Weib, mit ſolchem Reiz geſegnet,
Rings um dich ſchauend, anders wo begegnet?

„Unendlich Meer, dir hab' ich ſie erkoren,
Zum Opfer nimm die makelloſe Magd!" —
Sie wimmert, ſträubt ſich. Alles iſt verloren,
Er ſchleudert ſie hinab, er hat's geſagt.
Ihr letztes Schrein erſcholl verſchloßnen Ohren,
Sie ſank hinunter, wo es nimmer tagt:
Angſtvoll ertönte Klageruf der Weiber,
Der Wind ſtieg auf, dem Schiff ein raſcher Treiber.

Es hängen Kreideufer weit ins Meer;
Dahinter wuſch ein Fiſcher früh am Morgen
Die Netze, als das ungeſtüme Heer
Vorüber tobend, Furcht gebot und Sorgen.
Er ließ die Netze; weißer Klippen Wehr
Hielt ihn dem rohen Kriegerſchwarm verborgen.
So ſah er alles, ſah mit Händeringen,
Machtlos, der Fluth das grauſe Opfer bringen.

Wir Menſchen heimathlos und bleich und trauernd,
Auf friſcher Brandſtatt hin und wieder gehn,
Des ſchon Vollendeten Verluſt betrauernd
Und was ſie hofften, noch vollführt zu ſehn:
So war's im Schloſſe, einer ſprach erſchauernd
Zum andern, der's ſchon wußte, was geſchehn:
Nun kam der Fiſcher mit der letzten Kunde,
Noch tiefer wühlend in der heißen Wunde.

Der König kam zurück. Auf irren Wegen
War er der Braut, den Schätzen nachgejagt.
Man bringt des Fiſchers Nachricht ihm entgegen.
„Todt, ſagt ihr, todt im Meer die reine Magd,
Die geſtern froh an meiner Bruſt gelegen?“
Er lenkt ſein Roß um, wie er das geſagt,
Treibt es waldein und irrt, vom Schmerz umdunkelt,
Den Tag umher, bis Heſperus erfunkelt.

Im Walde ſteigt er ab; ſein Pferd am Zügel,
Setzt er ſich hin, des langen Rittes ſatt:
Die Eichenäſte breiten ſich wie Flügel,
So ſchläft er ein, von Kummer ſchwer und matt.
Der Mond geht auf und wirft vom grünen Hügel
Den milden Schein auf Wald und Baum und Blatt,
Und lauter Still, nur Birkenzweige ſchwanken
Und regen ſich, als ſinnende Gedanken.

Der Schlummernde fuhr plötzlich auf und ſprach:
„Wer biſt du nur, mir ſolches zu verheißen!“
Er ſah umher, er war vollkommen wach,
Des Schlafes Täuſchung meint' er zu zerreißen,
Und wich doch nichts, kein Nebelbildniß brach.
„Wie nur die Menſchenkinder ſich befleißen,
Den zu verſcheuchen, der ihr Herz entdüſtert!“
Ward ihm halb zugeſungen, halb geflüſtert

„Ich bin ein Traum — begann der ſchönſte Knabe —,
Du weißſt, ich brachte dir ſchon manches Glück.“ —
„Die Dauer — ſprach der Fürſt — fehlt deiner Gabe,
Nimm die Vergängliche nur ganz zurück.“
Das Kind darauf: „Mit federleichter Habe
Wall ich umher, doch ohne böſen Tück;
Du ſchalteſt mich noch eben, als ich weilte
Und dir nicht ſchleunig mit dem Schlaf enteilte.

„Den, der ſich zu dir hält, als dir verehlicht,
Der ſtets an dir in freier Liebe hangt,
Den Wachenden, den Schlafenden beſeligt
Und immer nach dir ſehnet, nach dir bangt,
Den ſchiltſt du flüchtig? — Lieber, uns befehligt
Kein Königskind, mit allem Trotzen fangt
Ihr uns nicht ein, denn wir ſind frei gezeuget,
Daß nichts der Träume muntern Willen beuget.

„Wir wallten unser eine ganze Schaar
Heut frühe, als der Morgenstern, erblassend
Vor lauter Licht, dem Aug' entschwunden war.
Die Nacht war durchgeschwärmt, da schien uns passend,
Daheim zu rasten, bis wir frisch und klar,
Der Felsenhöhle kühlen Raum verlassend,
Zu neuen Abentheuern hingewendet,
Mit Lust begönnen, was mit Lust geendet.

„Und sieh, gerade fuhr die Schaar der Diebe
Vorüber, die dein schönes Gold geraubt,
Ich wollte nach, wo nur das Fahrzeug bliebe,
Da wehte mir der Morgenwind ums Haupt.
Ich war so leicht, bei aller Lust und Liebe
Viel leichter, als ich jemals selbst geglaubt:
Von Wind und Wolken ward ich mitgenommen,
So sind die Räuber mir davon gekommen.

„Gold hab' ich nicht, doch hab' ich, was entschädigt:
Ich bleibe bei dir, singe Tag und Nacht
Von Gold und Goldeswerth, bis dir, erledigt
Jedweden Grams, das Glück von Neuem lacht."
„Vergeblich ist, was deine Lippe predigt,
Ob Trug, ob Weisheit, es ist ohne Macht —
Fiel ihm der König ein —; das sollst du wissen,
Die schönste Braut ist meinem Arm entrissen."

Sagt ihm der Traum: „Ja, dieſe Augenſterne
Sahn ſie zuletzt, mir iſt es wohl bewußt;
Wie trug die Welle ſie ſo weich und gerne,
Wie weiß der Arm, wie weiß die holde Bruſt!
Die Sonne ſah entzückt aus tiefer Ferne,
Die Waſſermutter ſtieg herauf mit Luſt
Und hat ſie unter Schaumesſprühn und Wogen
Ins dunkle Reich mit ſich hinab gezogen.

„Ihr gelbes Haar, bewegt von Luft und Winden,
Nie ſah ich ſonſt ſo wundermilden Glanz;
Nur wenn die Sterne bleichen und verſchwinden,
Weil ſich der Morgen Roſen bricht zum Kranz,
Kein ander Gleichniß wüßt' ich zu erfinden
Mit ſolchem Schimmer. Alles ſah ich ganz
Und wüßte viel, gar vieles dir zu ſagen,
Was dich erfreuen könnte, dir behagen.

„Nimm mich nach Hauſe. Im Revier der Bäume,
Da Eiche mit der Espe ſchwatzt und nickt,
Iſt Wohnung nur für das Geſchlecht der Träume,
Für deines Gleichen iſt ſie nicht geſchickt;
Ihr Erdenkönige habt andre Räume,
Wo jedes euch befriedigt und erquickt:
Komm, ſitze auf, es trägt dein muthig Roß
Uns alle beide leichtlich bis ins Schloß."

Der König that dem Schmeichler sein Verlangen,
Dem kosenden Geschwätze wich der Schmerz;
Er nahm ihn vorn aufs Pferd, hielt ihn umfangen
Und drückte warm einhüllend ihn ans Herz.
Vertraulich legt an seines Freundes Wangen
Der Knabe sein lockig Haupt in stetem Scherz:
Der König lauschte auf des Knaben Worte.
Bald hielten beide an des Schlosses Pforte.

Ein Page nahm das Thier: die beiden Reiter
Begrüßte jeglicher nach Hofgebrauch.
Der König ward geehrt, und sein Begleiter
Weht alle an, als wie mit Frühlingshauch.
Man aß, man zechte, war getrost und heiter,
Beruhigt war der Wirth, die Gäste auch,
Und als sie sich gelabt an Trank und Speise,
Ging jeder bald zur Ruh, nach alter Weise.

Der König schlummerte, sein holder Gast
Blieb unverwandt und saß an seinem Bette,
Er hielt des Schläfers liebes Haupt umfaßt
Und baute singend um die Lagerstätte
Ein gaukelnd Reich voll Wechsel, ohne Rast,
Wo jeder hat, was er am liebsten hätte,
Und wußte tausendfältig ihn zu rühren,
Zur Liebsten tausendfältig ihn zu führen.

Die Nacht verſchwand, es ward im Morgen helle
Und zitternd bleich des Morgenſternes Schein.
Nun trat des Knaben luſtiger Geſelle,
Ein andrer Traum zum Schlafgemach herein.
Sie ſprachen leiſe: ſo ſpricht eine Welle
Zur andern, die durch ſchattenreichen Hain,
In Einem Bache, unter glatten Kieſeln,
Bei Mondenlichte mit einander rieſeln.

„Ich muß ja billig über dich erſtaunen,
Begann der Morgentraum mit loſem Munde,
Du kennſt den König da, ſammt ſeinen Launen,
Fromm iſt er und verrucht in Einer Stunde,
Ein Mittelding von Genien und Faunen,
Quält dich und ſich mit ſeiner Liebeswunde,
Und du, einfältig treu und mädchengut,
Trägſt ſeinen Schmerz, wie ſeinen Uebermuth.“ —

„Unglücklich iſt er — ſprach voll ſanfter Güte
Der Abendtraum, — drum iſt er launenhaft,
Ich duld' es wohl und ſtärk' ihn im Gemüthe
Mit lindem Scherze die erlahmte Kraft.“ —
Und jener drauf: „Als ſeines Glückes Blüthe
Noch unverſehrt, bevor ihm die entraffte,
Die er nun tief beklagt, hat er ſich eben
Nur launenhaft und ſtörrig kund gegeben.“

Und wieder ſprach der gute Abendtraum:
„Sei alles auch nach deinem ſtrengen Worte,
Doch ſchwebt' ich gern um ſeines Lagers Saum,
Doch bin ich gern mit ihm an einem Orte,
Denn je mein Lebelang vergeß ich kaum
Den Spruch, den mir der Greis an unſrer Pforte,
Der immer ſchilt, daß wir allnächtlich pochen,
In ſeinem Eifer einmal zugeſprochen.

„Doch ſtill! Unruh'gen Schlafes hin und wieder
Regt ſich mein König; du erweck' ihn nicht." —
Der Knabe ſingt die alten Wiegenlieder
Von Liebchens Augen, Liebchens Angeſicht,
Und ruhig legt der ſchlummernde ſich nieder,
Die Wangen glühn wie Morgenſonnenlicht.
Dann ſpricht der andre, was er nicht geendet,
Den klugen Spruch, den ihm der Greis geſpendet:

„Wenn ihr nur tauglich wärt zu großen Dingen,
Schalt er, ich wollt euch hegen früh und ſpat;
Die Kraft hat manchmal launenhaft zu ringen,
Bis ihr gelingt die erſte, kühne That;
Dann wird ſie klar, dann wachſen ihr die Schwingen,
Das erſte Werk iſt großer Werke Saat:
Ihr aber mögt nichts Großes offenbaren,
Denn Knaben ſeid ihr ſchon ſeit tauſend Jahren." —

„Nun — ſprach der Morgentraum — es wäre Zeit,
Daß ſich dein Held zur erſten That erhübe.
So eile von ihm, tauſend Meilen weit,
Dann zeigte ſich, ob er den Schatz ergrübe.“
Der andre ſprach: „Wohlan, ich bin bereit,
Nur dieſer Qual und dieſer innern Trübe,
Die Sinn und Muth gewaltſam niederdrücken,
Will ich ihn erſt, wie ich vermag, entrücken.

„Bleib um ihn jetzo, lull' ihm ſanfte Weiſen,
Laß ſittig Traumgebilde um ihn ſtehn,
Schmück' ihm den Morgenſchlaf, den goldig leiſen,
Erquickend aus, erfülle heut mein Flehn;
Denn ich muß fort, muß fern von hinnen reiſen,
Zur alten Waſſermutter will ich gehn.“ —
Der Morgentraum verſpricht für wenig Stunden,
Und jener eilt hinaus, und iſt verſchwunden.

Die neue Weiſe klang nicht gleich der alten,
Es war ein üppig wildes Zauberwort,
Umflatterten doch lüſterne Geſtalten
Des Schläfers Haupt und ſchwankten hie und dort.
Erwachend fühlt er ſchon das wüſte Walten,
Das ihm verrieth, es ſei ſein Knabe fort;
Er raſft ſich auf und ſieht den Singenden,
Den Trauten nicht, den Friede Bringenden.

„Das iſt nicht ſein Geſang, der lieblich tönet,
Das iſt mein goldgelockter Knabe nicht:
Du haſt ihn umgebracht, und mich verhöhnet,
Verlacht dein ſchadenfrohes Angeſicht.
Mit deinem Blute wird der Mord verſöhnet,
Des Todes ſtirb, du arger Böſewicht!“
Er ſprichts und reißt die Waffe aus der Scheide,
Der Traum entfloh, er blieb in ſeinem Leide.

Und mit dem König und dem jungen Tage
Wacht' auch im Schloß der alte Jammer auf,
Der eine ließ der lauten Trauerklage,
Der andre ſtiller Thräne freien Lauf.
Der Magus überſann die ganze Lage
Und brachte auch die Löſung nicht herauf;
Sonſt las er wohl in Träumen und in Sternen,
Jetzt gaben neue Wunder neu zu lernen.

„Eins bliebe noch — ſprach er nach kurzem Zaudern —,
Ich müßte ſelbſt ins Haus der Träume gehn.“
Schnell fiel der König ein: „Du darfſt nicht ſchaudern,
Das Abentheuer männlich zu beſtehn.
Zur Arbeit nur und fort mit eitlem Plaudern!
Dein Schiff iſt fertig, linde Lüfte wehn.
Ihr Rittersleute ſammt den Waffenknechten,
Euch führ' ich ſelbſt zu Kampf und zu Gefechten.

„Umſchiffen will ich Inſeln und Geſtade,
Des Freundes Mörder ſuchend und der Braut;
Nur Rache gilt es; das Gefühl der Gnade
Verſtumme jetzt und werde nimmer laut.
Geleiten mich zum Sieg die Meerespfade,
Sei in der Fluth mein feuchtes Grab gebaut,
Nicht retten kann ich mehr, doch will ich richten,
Will ſelber untergehen und vernichten.“

Der Magus ging zum Hafen, mißvergnügt,
Daß es ihm heute wider Wunſch gelungen.
„Ihr Sterne, ſeufzt' er laut, ihr habts gefügt,
Daß mich der Fürſt zu ſolcher Fahrt gezwungen.
Bis dieſen Tag hab' ich mir ſtets genügt,
Tief in die Wiſſenſchaft bin ich gedrungen,
Und ſah das rohe, das gemeine Leben,
Unangetaſtet, mir vorüber ſchweben.

„Doch heute dringt zu meinem ſtillen Thurme
Das Weltgewühl und jede Noth herein,
Ich muß, gleich andern Menſchen, gleich dem Wurme
In Zweifel ſtehn, in Hoffnung, Furcht und Pein,
Muß mit der See mich wagen, mit dem Sturme,
Und roher Schiffer Mitgenoſſe ſein,
Ich, der noch jüngſt, mit ſorgenfreiem Blicke,
Hoch oben las die kommenden Geſchicke.

„Ich durfte nicht dem König widerſtreben,
Zu herriſch war ſein eilendes Gebot.
Ja ſelber hab' ich mir mein Loos gegeben,
Mich bringt mein eigner Mund in dieſe Noth.
Nur prahlen wollt' ich, meine Kunſt erheben,
Die Eitelkeit bereitet mir den Tod:
Wo ſoll ich nur der Träume Haus erkunden?
Was ſoll ich dort, wenn ich es ja gefunden?"

So quälte ihn die Sorge mannigfaltig,
Und langſam wandert' er zum Hafen fort.
Da lag das Schiff gerüſtet, wohlgeſtaltig,
Die Schiffer wußten ſchon des Königs Wort;
Sie ſahn den Magus; lärmend und gewaltig
Enteilte jeglicher an ſeinen Ort,
Das Segel fiel, gelichtet ward der Anker,
Der Magus trat ins Schiff, bleich wie ein Kranker.

„Iſt dir der Ort bekannt, dahin wir ſegeln?"
Sprach er beſorglich zu dem Steuermann.
„Mein eigen Haus mit Ziegeln, Latten, Nägeln
Kenn' ich nicht beſſer, hub der andre an;
Die Höhle iſt durch Meißel und mit Schlägeln
Wohnlich gemacht, ein ſilbern Thor daran;
Da hauſt euch Traumgewimmel klug und thörlich,
Unruhig regend, treibend unaufhörlich."

Erwiedernd ſprach der Magus: „In der That
Wohl kundig biſt du aller Ort' und Dinge
Und es bedarf nicht, daß ich dir mit Rath
Noch Unterweiſung wo zu Handen ginge.
Verfolge klüglich den beſchriebnen Pfad,
Daß unbeſchädigt unſre Fahrt gelinge."
Er ſprachs und ſah ſchon fröhlicher gemuthet,
Wie um das Schiff die weiße Welle fluthet.

Drei Tage fuhren ſie, drei ſchöne Nächte,
Auf gleichem Meer, mit gleichem Windeszug;
Beſcheiden waren alle Ruderknechte,
Der fremde Mann däucht' ihnen mächtig klug,
Der einen weißen Stab mit ſtarker Rechte
Und langen Mantel um die Schultern trug;
Der Magus auch gefiel ſich auf die Länge
Im Schiff, wie vormals in des Thurmes Enge.

Auftauchend ſtand die Sonne ob der Fluth
Und Luft und Waſſer roſenfarb erglänzend;
Der Wächter hielt im hohen Korbe Hut,
Da ſah er's blau, des Meeres Rand begränzend;
„Land!" ſchrie er in den Raum. Und wohlgemuth
Kam jeglicher und ſah es fernher glänzend,
Es kam der Steuermann und maß die Räume
Und ſprach darauf: „Das iſt das Haus der Träume."

Doch tief bedenklich bei der lauten Freude
Sah auch der Magus nach dem blauen Streif,
Denn bänger ward ihm ſtündlich, er vergeude
All ſeine Arbeit, dem Verderben reif.
Als Hüter liegt gewiß vor dem Gebäude
Ein wilder Leu, ein Drache oder Greif,
Dem er, bei aller Klugheit, allem Sinnen
Den Kampf nicht bieten kann, noch ihm entrinnen.

Und höher ſtieg die Sonne, fürder trieb
Ein friſcher Wind das Schiff mit ſeinen Flügeln.
Und tiefer ſank die Sonne, grün und lieb
Lag ſchon der dunkle Wald auf nahen Hügeln.
Der Magus blickte vor ſich hin und ſchrieb
Verlegen auf den Sand. Könnt' er ſie zügeln!
Doch Wind und Segel blieben ungebändigt,
Nah iſt die Küſte, wo die Seefahrt endigt.

Wie er nun alſo in Gedanken brütet,
Ruft plötzlich Einer der Gefährten aus:
„Da iſt er ſchon, der ſeines Thores hütet,
Getreu bewacht der alte Herr das Haus.“
Der Magus ſieht hinüber, und begütet
Iſt alle Sorge, alle Furcht und Graus:
Ein alter Mann ſitzt einſamlich alleine,
Sich wärmend in dem Abendſonnenſcheine.

Im Ring des Hafens, hart am Uferrand
Wird angelegt, kein Lootſe iſt von Nöthen,
Und nirgend tritt ein Unthier an den Strand,
Den Fremdling zu verderben und zu tödten;
Nur Träume ſind ſchnell fertig bei der Hand,
Ein Korb mit Früchten, die ſich lieblich röthen,
Wird hergebracht: „Da habt ihr gute Speiſe,
Ihr Schiffenden, zum Imbiß nach der Reiſe!“

Erhobnen Haupts ging, auf gebahnten Stegen,
Der Magus nun dem nahen Hauſe zu;
Der Alte kam ſchon wirthlich ihm entgegen
Und lud ihn ein: „In abendlicher Ruh
Laß uns Geſpräches mit einander pflegen:
Erzähle mir, woher dein Schiff und du,
Und ob vielleicht das Schickſal mir vergönnte,
Daß ich dir nützen, dich berathen könnte.“ —

„Du kannſt es freilich, du der Träume Hüter,
Dir iſt ein Forſcher der Natur genaht.
Den Sinn der Träume zu verſtehn, bemüht er,
Seit langer Zeit, ſich mit bedachtem Rath:
Er ſah durch ſie in ſchlummernde Gemüther
Oftmals geſtreut verborgner Lehre Saat:
Vielfach gelang's, die Räthſel zu entwirren,
Manchmal ſah er beſchämt die Deutung irren.“

Des Greises Stirn zog sich in dichte Falten,
Eh er des Magus Rede ganz gehört,
Und er hub eifernd an: „Sind auch die Alten
In eurer Welt, den Knaben gleich, bethört?
Wie schmückten euch die himmlischen Gewalten
Mit köstlicher Vernunft, und ihr beschwört
Die Unvernunft, euch Wahrheit zu verkünden
Und suchet nicht, in euch sie zu ergründen.“ —

„Manch klugen Spruch — begann der andre Meister —
Vernahm ich selbst in schlafestrunkner Nacht,
Der mich gemahnt, wie Warnung guter Geister,
Aus Götterferne mir heran gebracht.“ —
Doch immer schalt der Greis: „O Weitgereister,
Vom tollen Volke selber toll gemacht,
Begreifst du nicht, woher die Sprüche schallen,
Die durch den Wirrwar hin und wieder hallen?

„Oft sitz' ich Alter, in Verdruß gesunken,
Von unfruchtbarem Warnen abgehärmt,
Wenn dies Geschlecht der Träume, wie betrunken,
In wüster Tollheit durcheinander lärmt,
Und muß ja schelten. Gleich den Feuerfunken
Vom Amboß, deren keiner froh erwärmt,
Verstreu ich strafende Prophetenlieder:
Sie hören's an und toben auf und nieder.

„Wer dann ein ernſter Wort mit halbem Ohr,
Vorüber taumelnd etwa aufgegriffen,
Bringt es ſofort dem nächſten Schläfer vor,
Als Geiſterruf von meerumfloſſnen Riffen.
Und weil ſich Sinn im Unſinn faſt verlor,
So deutet ihr und kommt auf ſchnellen Schiffen,
Von mir Verſtand des Richtigen begehrend
Und Unverſtand als hohe Weisheit ehrend.“ —

„Sei es alſo, wie du mir jetzt erkläret —
Fuhr im Geſpräch darauf der Magus fort —,
Doch iſt es ein Geſchäft, das mich belehret,
Die Thorheit ſcheiden vom Prophetenwort.
So wird das Gold im Tiegel erſt bewähret,
Das Edle bleibet da, die Schlacke dort.“ —
Der Alte ſprach: „Friſch Waſſer ſollſt du ſchöpfen
Aus reinem Quell, nicht altes aus den Töpfen.

„Wenn doch der Menſch ſich ſelber nur verſtände
Und in ſich ſchiede Dämmerung und Licht!
Daß er zu andrer Meiſter Wort ſich wende,
Die vor ihm waren, iſt wohl ſchöne Pflicht,
Wenn er ſich endlich wieder heimwärts fände,
Er brauchte wahrlich der Propheten nicht:
Es wohnt ein Gott in ihm, der klar verkündet,
Was jemals nur ein Seherauge ergründet.“

Tief dämmernd war es ſchon. Die Schaarenden,
Die Träume öffneten das Silberthor,
Froh ſchwärmten um die nächtlich Fahrenden,
Gleich Bienen ſummend und gedrängt hervor.
Den Hüter flohn ſie, den bewahrenden,
Doch um den Magus reihte ſich der Chor,
Und tanzte, bald im Reigen, bald zerſtreut:
Der Hüter ſchalt, der Fremde war erfreut.

Und Abendwind, wie wenn er das Gedüfte
Im Blumengarten hie und da verthut,
Treibt ſie hinaus, auf Wolken durch die Lüfte,
Auf Lotusblättern über Well' und Fluth.
„Hinaus mit allen, ſäubre mir die Kluft!" —
So ſpricht der Greis zum Winde mißgemuth —
„Wer zügelt nur die windigen Geſellen,
Wenn Wind und Wind ſich nicht ins Gleiche ſtellen."

„Du biſt zu ſcharf in deiner ſtrengen Tugend —
Fällt ihm der fremde Magus tadelnd ein —
Iſt es nicht köſtlich, von ſo edler Jugend
Geehrt und immerdar umblüht zu ſein.
Ich ſehe dich mit finſterm Blicke lugend,
Doch iſt das ſchönſte aller Looſe dein:
In ſteter Jugend heitrer Mitte leben,
Muß auch dem Alter ew'ge Jugend geben." —

„Die ſtete Jugend iſt der ſtete Drang —
Spricht jener drauf — nach immer höherm Ziele.
Seh ich des Knaben friſchen Lebensgang,
Freu ich mich auch an ſeinem Knabenſpiele.
Regt ſich im Baum der Kräfte Ueberſchwang,
So treiben Blüthen, Früchte, Blätterſtiele,
Unnütz und nützlich. Nicht am Knabenthume,
Doch freu ich mich an ſchöner Jugendblume;

„Die niemals ich geſehn an dieſem Orte,
Ich alter Mann, ſiehſt du mit einemmal.
Ja treulich liebt der Menſch die leeren Worte,
Und ernſtlich denken iſt ihm höchſte Qual.“ —
So hadert noch der Greis. Vom Hafenorte
Schallt jauchzendes Geſchrei herauf ins Thal.
Ein Schiffer kommt, den Grund zu offenbaren:
„Das Schiff des Königs — ruft er — kommt gefahren.“

Verlegen eilt der Magus an den Strand,
Des Königs Zorn und ſeine Fragen ſcheuend.
Die Ritter ſteigen aus dem Schiff ans Land,
Am Waffenſchmuck, am ſichern Tritt ſich freuend,
Der König auch. Als er den Magus fand,
Tritt er zu ihm, das raſche Wort erneuend:
„Wo iſt mein Freund? Wo iſt, der ihn erſchlagen?
Nun ſind wir drüben, nun mußt du es ſagen.“

„Vernimm, erwiedert jener ſchnell gefaßt,
Was du begehreſt, ſelbſt im Schloß der Träume;
Dem Meiſter biſt du ein willkommner Gaſt,
Und es iſt nahe. Siehſt du jene Bäume?
Sie laden dich zu angenehmer Raſt,
Und ſtehn am Eingang der geweihten Räume.“ —
Der König geht voran, es folgen alle,
Hell klingts im Thal von kriegeriſchem Schalle.

Der Hüter ſieht ſich's durch einander regen,
Er ſieht, die Männer nahen ſich herzu;
Wirthlich geht er dem Könige entgegen
Und ſpricht ihn an: „In abendlicher Ruh
Laß uns Geſpräches mit einander pflegen,
Erzähle mir, woher dein Schiff und du,
Und ob vielleicht das Schickſal mir vergönnte,
Daß ich dir nützen, dich berathen könnte.“

„„Verkünde du, wer mir den Freund erſchlagen.““ —
„Wer war dem Freund?“ — „„Ein holder Abendtraum.““ —
„Laß ab, mein Sohn, den Todten zu beklagen,
Bei dem Geſchlechte hat kein Sterben Raum. —
Seh ich auch dich nach flieh'nden Schatten jagen,
Dich feſt Gewappneten, nach Rauch, nach Schaum?
Ich möchte weinen. Schwert an deiner Seite,
Und doch bethört, doch nun du ſelbſt in Streite!“

„„So ſage mir, wo iſt mein Freund geblieben?
Er war unſträflich, war getreu und gut.““ —
„Fragſt du, wohin der luft'ge Hauch getrieben,
Der geſtern kühl auf deiner Stirn geruht?
Hier iſt der Träume Haus, doch gleich den Dieben
Durchſchwärmen ſie, aus ſchalem Uebermuth,
Die weite Welt und was und wo ſie ſünd'gen,
Mag jeder andre, ich nur nicht, verkünd'gen.

„Was ſtehſt du zagend auf dein Schwert geſtützt!
Fügt er hinzu mit lehrhaft ſtrengem Munde,
O ſchaffe, Sohn, was vielen Menſchen nützt,
So heilt ein Augenblick die nicht'ge Wunde:
Das edle Waffen, das die Unſchuld ſchützt,
Es ſchlägt und heilet oft in einer Stunde.
Dem König ziemt, das Haupt empor zu tragen
Und nicht, mit Dunſt und Träumen ſich zu plagen.“

„„Sollſt du mich alſo ſcheltend unterweiſen?
Fährt ihn der kummenhafte König an,
Gebührt es dir, die Waffen anzupreiſen,
Der ſchwerlich jemals einen Sieg gewann?
Wen ſüße Lieb', in ihren Zauberkreiſen,
Voll ſel'ger Schmerzen, nicht erwärmen kann,
Der mag dem Kranken, dem die Braut entriſſen,
Mit ſolchem Troſt wohlfeil zu helfen wiſſen.““

Und wieder ſpricht der Alte, ſanft gemildert
In ſeiner Rede: „Zürne nicht, o Gaſt!
Du ſelber haſt dich anfangs ſo geſchildert,
Daß ich verkannte deines Buſens Laſt.
Den Träumer ſah ich nur, der ſtarr, verwildert
Durch Gaukelbilder, die ſein Wahn erfaßt,
Der Liebe Qualen nicht, die ſchmerzlich bittern,
Die menſchlich, jugendlich dein Herz durchzittern.

„Und doch, du Guter, flieh aus dem Gedränge,
Das deine Seele innerlich umſpannt;
Nicht der Gewalt ergieb dich, die ſo ſtrenge,
So lockend auch, dich in die Stille bannt:
Der dunkeln Nacht, der einſamlichen Enge
Vertrau dich ſtets nur an der Liebe Hand,
Vor der ſich flugs der Larven Schaar verhüllet,
Die ſonſt die bange Einſamkeit erfüllet.

„Seeräuber ſchwärmen rings auf weiter Fluth,
Der Küſte Saum, das Handelsſchiff verderbend:
Du tilge mit dem Schwert die arge Brut.
O zage nicht, in Einſamkeit erſterbend;
Was ich dir rathe, es iſt wahrlich gut:
So wirſt du, Edles ſchaffend, Ruhm erwerbend
Und los vom Drange trauriger Geſtalten,
Ein freier Menſch auf freien Waſſern walten.“ —

„„Das war es ja, weshalb ich ausgezogen,
Begann der Fürſt, was mir die Bruſt geſchwellt;
Nur deutlicher, als ich es mir erwogen,
Hat es dein Wort mir jetzo aufgehellt.
Doch fliegt umſonſt der Pfeil vom beſten Bogen,
Wird er nicht grade auf ſein Ziel geſchnellt:
Drum eile auch und künde mir das Rechte,
Wie, wo und wann ich mit den Räubern fechte.““ —

„Noch weiter aus, vom großen Meer umfloſſen,
Liegt ein Geklüft, erwiederte der Greis,
Wo ſich die Räuber einſamlich verſchloſſen
Die Hafenburg erbaut mit kühnſtem Fleiß.“ —
Raſch ruft der König: „„Nun, ihr Kriegsgenoſſen,
Iſt Einer da, der auch die Stätte weiß?““ —
Des Magus Steuermann ſpricht alſobald:
„Ja, Herr, ich weiß der Räuber Aufenthalt.“ —

„„Du ſollſt der Führer ſein, der uns geleitet —
Befahl der König — du getreuer Mann.
Wohlauf! Hinab! Die Segel ausgebreitet!
Ins Meer hinaus und muthig drauf und dran!““ —
Der Alte ſpricht: „Halt ein! Bevor ihr ſtreitet,
Gebt mir die Zahl von euren Schiffen an:
Denn zu berathen iſt, was ihr beginnet,
Daß ihr nicht Schaden für den Sieg gewinnet.“

Und eilig giebt der König ihm Beſcheid:
„„Mit Einem Schiffe bin ich hergekommen,
Von gutem Holz gezimmert, feſt und weit,
Das andre hat den Magus eingenommen
Und iſt uns jetzo auch zum Werk bereit.““ —
„Nein, ſpricht der Greis, ſo kann's euch niemals frommen;
Verderbend wird das Kämpfen auf euch laſten,
Der Feind hat ſicher mehr, als hundert Maſten.“ —

„„Die Maſten ſtreiten nicht, es thun's die Männer,
Die Menge nicht, das Recht behält den Sieg!““ —
„Nicht alſo, ruft der Greis, du junger Renner,
Du ſtürmſt unüberlegt in dieſen Krieg.“ —
Der König ſchilt: „„Biſt du des Krieges Kenner,
Der nie zu Schiff und nie zu Pferde ſtieg?
Du ſollſt mein gutes Volk mir nicht entmuthen:
Hinunter nur! Hindurch die weißen Fluthen!““ —

Indem die beiden mit einander hadern,
Schleicht ſich der Magus an den Bäumen hin;
„Es ſtarrt das Blut in allen meinen Adern —
So überlegt ſein tiefgeleheter Sinn —:
Zwei Schiffe vor ſo mächtigen Geſchwadern,
Was brächte ſolch ein Kriegszug für Gewinn!“
Und langſam öffnet er das Thor der Träume
Und ſchlüpft verſtohlen in die düſtern Räume.

Der Fürſt ging Zornes voll zum Hafen nieder,
Wie war der alte Warner ihm zur Laſt!
Auf weitem Waſſer ſegelten ſie wieder,
Ein tapfrer Wind gönnt' ihnen kleine Raſt.
Der alte Hüter ſang Prophetenlieder
Und ſchalt im Eifer den vermeßnen Gaſt:
„O Menſchenkind, voll Trotz und voller Zagniß,
Zum Leiden ungeſchickt und zu der Wagniß."

Die andern flogen hin auf ebner Welle,
Des Magus ward von Keinem mehr gedacht;
Der König froh, daß er der Siegesſtelle,
Daß er ſo nah der kühnen Waſſerſchlacht.
Im Morgen ward es und im Abend helle,
Es wechſelte der Tag mit ſtummer Nacht,
Und als der kühle Abend einſt ergraute,
Sah man den Fels, der fern herüber ſchaute.

Da ſprach der König mit vergnügtem Munde,
Das Auge klar und feuerhell der Geiſt:
„Nun, lieber Fahrer, ſage mir zur Stunde,
Was du von dieſem Räuberorte weißt,
Damit ich, wohl belehrt der rechten Kunde,
Erwähle, was die Klugheit wählen heißt;
So wird ſich zeigen, daß mit Liſt und Kraft
Ein kleines Häuflein große Dinge ſchafft."

Der Steuermann erwiederte ſogleich:

„Nackt ſind die Klippen, ohne Waldgelände,
An Bäumen arm, an friſchen Quellen reich;
Hufeiſenförmig ſchließen ſteile Wände
Ringsum den größten, tiefſten Waſſerteich,
Und in die Felſen ſind durch Menſchenhände
Am Ufer alle Häuſer eingehauen,
Geräumig, licht, ein Wunder anzuſchauen.

„Was ſich zum Bau der Schiffe mag gebühren,
Die Menge holt's von ferne jederzeit;
So liegt im Kreiſe ſchon vor allen Thüren
Jedwedem Hauſ' ein fertig Schiff bereit;
Das Hausgeſinde muß die Ruder führen,
Der Vater lenkt ſein wandernd Schloß im Streit,
Sobald Trompeten aus der Burg des Fürſten
Die Kämpen fordern, die nach Beute dürſten.

„Und dieſe Burg ſteht an der Meeresenge,
Durch die der Teich ins große Waſſer dringt,
Schmal iſt die Oeffnung in dem Felsgehänge,
Daß einzeln ſchiffend nur die Fahrt gelingt.
Auch, daß kein Fremder durch die Schlucht ſich dränge,
Iſt ſie von Gitterwerke ganz umringt,
Das, wie der Fürſt befiehlt und die Genoſſen,
Geöffnet wird und wiederum verſchloſſen."

Der König überſann was er gehöret:
„Und jene Burg — verſetzt' er abermal —
Wie iſts, ob man die Wächter wohl bethöret
Und heimlich dringt bis in des Fürſten Saal.
Leicht wird die Adlerbrut im Neſt zerſtöret,
Trifft nur die Alten gleich der Todesſtahl.
Wie ſteht der Eingang zu dem Felſenbau?
Das, lieber Führer, melde mir genau."

Der Führer ſprach: „Zwei Thore ſind gehauen,
Die Fürſtenburg verſchließend dort und hier,
Aus dieſem iſt das weite Meer zu ſchauen,
Aus jenem das umſchloſſene Revier.
Bei mattem Mondenlicht, beim Wolkengrauen,
Naht ich mich oft, gelockt von Wißbegier:
Dann ſah ich bald der Wächter Lanzen blitzen
Und bald im Thor allein den Fürſten ſitzen."

Und heiter ſprach der König zu den Leuten:
„Hier gilt es harren and bedächtig ſein,
Wir wollen doch den Siegeskranz erbeuten,
Setzt nur ein jeder alle Kräfte ein.
Die Nacht iſt da, ſie wird uns Glück bedeuten,
Nur jedes Auge ſei von Schlummer rein,
Und alles ſtill, kein Flimmer, keine Leuchte,
Als Strahl des Mondes, der die Wolken ſcheuchte."

Und wie ein fröhlich Reh am Waldesrande
Mit muntern Augen hin und wieder ſchweift,
Erſt ſtille ſteht und horcht, im leichten Sande
Schnellfüßig an der Saat vorüber ſtreift,
Zuletzt in Eil auf weit umgrüntem Lande
Begierig weidend nach den Halmen greift:
So war ein jeder, jeder horchte, lauſchte,
Der König auch. Und Well' an Welle rauſchte.

Der Räuberfürſt trat, wie er oftmals pflegte,
In ſeiner Burg gewölbtes Hafenthor,
Sah nach den Schiffen, die der Teich umhegte,
Und ſah erfreut zu jedem Maſt empor.
„Was war doch hier, bevor ich Hand anlegte?
Sprach er bei ſich; den Bau rief ich hervor."
Und zu den Hütern ſprach er: „Legt euch ſchlafen,
Ich wache ſelbſt in dieſer Nacht am Hafen."

Die gingen hin und ſtreckten ſich aufs Lager,
Nur Einer zauderte und trat herzu;
„Das Wachen — ſprach er — macht erſchöpft und mager,
Legſt du, o Herr, nicht heute dich zur Ruh?" —
Von Haupt zu Füßen maß der Fürſt den Frager:
„Wer iſt der Stärkere, ich oder du?"
Und ſchritt hinweg von dieſem Thor zum andern
Und hieß die Wächter auch nach Hauſe wandern.

Dann geht er in den Saal, der weit und prächtig
Inmitten beider Thore ausgehaun,
Verſtellt die Lampe — es war mitternächtig —,
Daß ſie nicht hindre, fern hinaus zu ſchaun;
Des Saales Thüren öffnet er bedächtig,
Sein Auge ſchweift umher im Nebelgraun.
Die Waſſer ruhn, der Wolkenhimmel drüber,
Beweglich, lichter bald und wieder trüber.

Und mit ſich ſelber ſpricht der Fürſt: „Umſchattet
Vom Schlafe liegt mein Reich in meiner Hut.
So hab' ich einſt, nie raſtend, nie ermattet,
Auf dieſer Schlucht mit Sinn und Blick geruht,
In mir erfindend, was der Ort geſtattet,
Und ſo erſtand dies alles feſt und gut:
Du nackte Klippe, eng an dich geheftet,
Wie fühl ich mir die Mannesbruſt gekräftet!

„Nun will ich wachen, will der Hüter ſein. —
Was drückt auf euch, ihr trägen Augenlieder? —
Ich will nun wachen — wachen ganz allein —
Ich will — ich will — ich will's auch heute wieder —
Wer ſpricht mir alſo in mein Wollen ein?“ —
Umſonſt. Den Nacken beugt der Schlummer nieder,
Der mit dem Nebel ſich der Fluth entringet
Und mächtiger den Mächtigen bezwinget.

Des Königs Schiffe ſchwimmen langſam näher,
Des Feindes Auge iſt nun zugedrückt,
Der Kommenden iſt jedes Aug' ein Späher,
Wachſamer ſtets, je mehr man weiter rückt.
Die Felſen zeigen ſich nun ſchroffer, jäher,
Als aus der Ferne her. Und leiſe nickt
Der Führer ſich zum König: „Wohl getroffen!
Kein Wächter da und alle Thore offen!“ —

Der König winkt den Seinen. An der Schwelle
Der Hafenveſte, wo der Wächter ſchläft,
Nimmt jedes Schiff die angewieſ'ne Stelle,
Sie landen an, der ſtarke Wächter ſchläft.
Aufglüht die Lampe mit erneuter Helle,
Sie treten in den Saal, der Wächter ſchläft,
Und funfzig Klingen leuchten ſchon, wie Blitze,
Rings um den Schläfer auf dem Marmorſitze.

„Das iſt der Mörder — ſpricht der Steuermann —,
Der deiner Braut den Tod im Meer gegeben;
Gebiete, Herr, ſo tret' ich ſtracks hinan
Und ende rächend dies verruchte Leben.“ —
„Ich bin es ſelbſt, der Rache fordern kann!“
Der König ſprichts und will ſein Schwert erheben —
Und ſenkt es wieder. „Nein im Schlafe nicht,
Weg, Mordgedanke, mein iſt das Gericht.“ —

Er läßt ihm Stricke um die Hände ſchürzen;
Da wacht der Schläfer auf aus langem Traum,
Will ſchreiend fliehn; doch zwanzig Arme ſtürzen
Raſch auf ihn ein: der Starke regt ſich kaum.
Den ſtummen Kampf, das letzte Ringen kürzen
Zahlreiche Gegner. In des Schiffes Raum
Hat er durch derer Kraft, die ihn gebunden,
Den düſtern Kerker bald genug gefunden.

Wie nach dem Tagewerk der fleiß'ge Schnitter
Froh niederblickt auf das gemähte Land,
So ſtand der König da und ſeine Ritter
Im hohen Saal. Er ſah nach jeder Wand,
Den Schlüſſel ſuchend zu dem Eiſengitter,
Das an der Enge noch entgegen ſtand,
Und ſiehe, bald geſchah ihm ſein Verlangen,
Ein Schlüſſelbund fand er am Pfeiler hangen. —

Sie ſchifften ab, ſie nahten ſich der Schlucht,
Das Gitter ward mit leichter Müh entriegelt;
Sie fuhren ſchweigend in die Waſſerbucht,
Da ſich der Mond und jede Wolke ſpiegelt,
Die hoch am Himmel zieht in leichter Flucht,
Und noch hielt Schlaf die Augen all verſiegelt,
Die Häuſer all, darin die Räuber wohnten:
Die Rächer nahten, welche richtig lohnten.

Sofort beginnt das andre Abentheuer,
So mannhaft, als das erſte, ausgeführt.
Auf jedem Schiff bleibe Einer nur am Steuer,
Die andern, als durch Sturmeskraft berührt,
Zerſtreuen ſich und ſchnell verderbend Feuer
Wird auf der Räuberflotte angeſchürt.
Schon hat es hie und da um ſich gegriffen
Und lodert praſſelnd auf von allen Schiffen.

Und jeder ſteht, wie ſein Geſchäft vollendet,
In Ordnung, den Gefährten zugeſchaart;
Und rückwärts zu dem Gitterthor gewendet,
Erhält der König Volk und Schiff bewahrt.
Die Flamme wächſt, hinauf die Berge ſendet
Sie dichte Wolken, Gluth und Rauch gepaart:
Die Pracht des Schreckens ſtrahlt am Himmel wieder
Und wirft ihr Bild zum Waſſerſpiegel nieder.

Erſt als die Maſten brechen, Balken fallen
Und Brandgeruch das Felſenthal durchdringt,
Da öffnen ſich die ſchlaferfüllten Hallen,
Davon der Hafen überall umringt.
Die Räuber ſehn hochauf die Gluthen wallen,
Die keines Waſſers Fülle mehr bezwingt:
Angſtvolles Heulen ſchauert durch die Lüfte;
Sie fliehn bergein ins ſtarrende Geklüfte.

Wie allgemach der Flamme Roth erbleichet,
Sich ſelbſt zerſtört die Allzerſtörerinn,
Tritt auch die Liebliche, der keine gleichet,
Die Morgenröthe zu den Sternen hin,
Spricht zu den Zögernden: „Ihr andern weichet,
Denn ich bin jetzt des Himmels Königinn.“
Und alle gehn und alle ohne Klagen,
Wer mag ſo ſanfter Schönheit ſich verſagen?

Der König ſpricht: „Das Werk iſt ausgerichtet;
Nun, gute Freunde, heimwärts auf das Meer!
Wie ſchleunig doch iſt Menſchenwerk vernichtet!
Ein kühnes Wagen, oft ein Ungefähr
Zertrümmert raſch, was mühſam aufgeſchichtet,
Wirft unvereinbar alles wild umher.
Es iſt genug. Dies Volk kann nicht mehr ſchaden;
Gönnt ihm die Wohnung an den Felsgeſtaden.“

Sie ſchifften ab. Des Meeres wüſte Auen
Durchfurchten ſie, am Kiele ſchwoll die Fluth.
Froh war ein jeder; herrlich anzuſchauen,
Ein edles Haupt, voll Ernſt und Frühlingsmuth,
So war der König; inniges Vertrauen
Erweckte ſchon des Auges klare Gluth.
Die Tage ſchwanden. Siehe, da begrüßte
Der Schiffer Blick die heimathliche Küſte.

Von ferne ſahn die Kreideufer her,
Wo einſt der Fiſcher, an dem Unglückstage,
Den Mord der Fürſtinn ſah, das Räuberheer.
Tief ſchweigend ſtand der König, ohne Klage
Und blickt' in Wehmuth auf das dunkle Meer;
Ein jeder hielt zurück mit Wort und Frage:
So fuhren zwiſchen weißlichem Geſtein
Die beiden Schiffe ſtill zur Bucht hinein.

Der König aber ſprach zu den Begleitern:
„Da ſind wir ja zurück im Vaterland!
Manch ſchönes Auge wird ſich nun erheitern,
Wenn es den Liebſten treu und lebend fand.
Entlaſtet jedes Schiff von ſeinen Streitern,
Auch den Gefangnen führet auf den Strand.“ —
Und es geſchah, ſie führten ihn gebunden,
Von Herzen krank, am Leibe ohne Wunden.

„Hier am Geſtade laßt mich niederſitzen,
Die Stunde kommt, ich ſchreite nun ins Grab!“
Der Räuber ſpricht es, ſeine Augen blitzen,
Zu einem Steine bückt er ſich hinab;
Der giebt, voll grauen Mooſes, voller Ritzen,
Die Ruhebank für den Betrübten ab,
Und darauf ſitzt er an dem Meeresſtrande,
Das Angeſicht verhüllt mit dem Gewande.

Ein Knabe trat hervor aus Waldesſchatten,
Als er gehört das freudige Geſchrei
Der Kommenden, die jetzt gelandet hatten,
Er ſah und eilte ſchnellen Laufs herbei.
So fliegt ein Weib zu dem erſehnten Gatten,
Wenn man ihr meldet, daß er nahe ſei:
So nun der Abendtraum dem Freund entgegen,
Der eben aufſtieg von den feuchten Wegen.

„O — ruft der König aus — verweilſt du hier?
Wohin entwichſt du, als du mir entwunden?
Jenſeit der Waſſer forſchte ich nach dir,
Und nirgend mocht' ich deine Spur erkunden.
Wo warſt du, daß die ſehnende Begier
Der Freundesaugen niemals dich gefunden." —
„Komm ſelber, ſpricht der andre, ſieh es eilig;
Doch Schweigen ziemt ſich, denn der Ort iſt heilig."

Sie gehn am Uferſaum hinauf, hinunter,
Anmuthig iſt der Pfad und kurz und leicht,
Ins Laubgehölz, das lichtgrün, buſchig, munter
Die Schlucht hinab ans Meeresufer reicht;
Der Wald wird dichter, Gras und Blumen bunter,
Wo auch die Amſel durch die Zweige ſchleicht:
Man ſieht das Meer nicht, hört es weithin rauſchen,
Und dem Getöne ſcheint der Wald zu lauſchen.

Hier bleibt der Führer mit dem König ſtehn.
Und in der Birken dicht verhang'nem Kreiſe
Sehn ſie ein Weib mit ſachtem Tritte gehn,
Nicht jugendlich, nicht ſchön nach Mädchenweiſe,
Selbſt Falten ſind auf ihrer Stirn zu ſehn,
Doch wem ſie wunderkräftig, lieblich, leiſe,
Mit ihrem holden Auge nur begegnet,
Der iſt mit Wonne innerlich geſegnet.

Ihr erſter Blick ſprach ſorgliches Erſchrecken,
Sie hob den Finger, legt' ihn auf den Mund
Und zeigte ſeitwärts hin. Auf Purpurdecken
Lag eine Jungfrau da im Hintergrund.
Darum der Wink, die Holde nicht zu wecken,
Darum das Schweigen in dem heil'gen Rund:
Doch zog der Traum den König in die Nähe,
Daß er der Ruhenden ins Antlitz ſähe.

Vom Schlafe war ihr Auge nicht geſchloſſen,
Von Sehnſucht nur, von liebekranker Luſt.
Aufſah ſie, ſah den Traum und den Genoſſen,
Und lag entzückt an ihres Königs Bruſt.
„O ſelger Geiſt, vom Götterleib' umfloſſen,
Iſt noch die alte Liebe dir bewußt?“ —
„„Ich bin es ſelbſt, der man im Meer gebettet,
Die Waſſermutter hat mich mild gerettet.““ —

Da ſtand die Mutter, vor ſich hin gefaltet
Und niederhangend ihrer Hände Paar,
Die Leidenſchaft in ihrem Blick erkaltet,
Wenn Leidenſchaft je ihrer mächtig war;
Nein, ewig hat nur Friedensgruß gewaltet
In dieſen Augen dunkelblau und klar.
Sie ſtand und ſah den König, ſah die Braut
Und ſprach mit zarter Liebe weichem Laut:

„Ich ſegne dich, mein Kind. In dunkeln Hallen,
Wo nur die Perle, nicht die Sonne glänzt,
Wo wilde Fluthen brauſen, ſteigen, fallen,
Geſetzlos, herzlos, nirgend abgegränzt,
Wird wieder um mich Angſtgeſchrei erſchallen,
Wenn dir der Myrte Laub die Stirne kränzt,
Im Element, das keiner Seele ſchonet,
Die einz'ge ich, die ungefährdet wohnet.

„Ich ſegne dich, o König dieſes Landes,
Da Licht und Luft mein Angeſicht gekühlt.
Wenn fürderhin dir das Gefluth des Strandes
Bernſtein und Perle aus den Tiefen ſpült,
Das ſei dir immer ſtatt des Unterpfandes,
Daß liebend noch die Waſſermutter fühlt:
Doch treiben Leichen, Trümmer an die Küſte,
Das iſt das Werk der ſturmbewegten Wüſte,

„Ich ſegne dich, du hellgelockter Knabe;
Dich trieb der Freundſchaft wunderbare Macht
Thalein, bergein, durch Gänge, gleich dem Grabe,
Bis unter Meer in meines Hauſes Nacht;
Du lehrteſt mich den Werth der reichen Gabe,
Die unerkannt ich mir herein gebracht;
Du machteſt mich am Licht, ob Fluthen ſchüttern,
Die Waſſermutter gleich der Erde Müttern.“

Und dieſes ſprechend ſchritt ſie in den Wald;
So geht ein Pilger fort vom Gnadenbilde,
Als ſie aus dieſem ſtillen Aufenthalt.
Da glänzte durch den Hain und das Gefilde
Des heitern Mondes liebende Gewalt.
Der König ſprach: „Du Sohn der treuſten Milde,
Nun weiß ich, Knabe, wo du hingegangen,
Als ich dich ſucht' in ſchmerzlichem Verlangen.“

„Gar wenig — ſprach der fröhliche Geſelle —
Hab' ich gethan und alles war nicht ſchwer.
Ein alter Wandrer kannt' ich ſchon die Stelle
Im tieferen Gebirg ſeit lange her:
Durch Höhlen geht es; große Waſſerfälle
Und Ströme und zuletzt das weite Meer
Ziehn überhin: ſorglos, unangetaſtet
Kommt man zum Hauſe, wo die Mutter raſtet.“—

„Und

„Und was du ſonſt gethan, willſt du verſchweigen?
Erwiederte die dankbar frohe Braut.
Da unten lag ich, halb den Schatten eigen,
Da wird kein Licht, kein ſchönes Licht geſchaut;
Nichts half der Mutter gütiges Erzeigen,
Ich ſahe nicht, mir fehlte Wort und Laut:
Wohl hatt' ich Leben, doch es war gebunden,
Ich wußte nicht, wie, wo ich mich befunden.

„Da kam der Freund; durch ſeine Weiſung lernte
Die Waſſermutter, was mir nöthig ſei:
Die klare Luft, der Himmel, der beſternte,
Und mein gefangnes Leben wurde frei,
Als er der bangen Tiefe mich entfernte,
Er wies uns dieſe ſtille Siedelei,
Bis er dich ſelber heut uns zugeführet:
Das iſt der Freund, dem ſteter Dank gebühret."

Doch zu den beiden ſprach der Knabe ſcherzend:
„Des Liedes Ende iſt der Brautgeſang;
Ein Mährchen ſchaurig ſüß, nicht wirklich ſchmerzend
Iſt nun der Trennung Ungemach und Drang." —
Dann ging's nach Hauſe: jene langſam, herzend,
Der Traum voraus, den Uferrand entlang.
Bald hörten ſie vielſtimmig Schrein vom Weiten:
Das trieb ſie an, eilfertiger zu ſchreiten.

Verſammelt war ein zahlreich Volk am Ufer,
Von Einem Wunder mannigfach bewegt:
Hier tiefes Staunen, dort Geſchrei der Rufer,
Der ſpottend, der zu Thränen angeregt.
Der König trat hinzu und Stille ſchuf er,
Und als das laute Toſen ſich gelegt,
Gebot er: „Einer ſoll uns jetzo ſagen,
Was ſich ſo wunderbares zugetragen.“

Sogleich begann der vielverſuchte Steurer,
Der jüngſt den Schiffern klüglich Bahn gemacht:
„Ja wohl, ein Wunder, Herr, und ungeheurer,
Als es die Fabel jemals ausgedacht.
Da ſitzt der Räuberfürſt, der Abentheurer,
Den wir gefangen an dies Land gebracht;
Du meinſt, derſelbe ſei's, den wir gebunden,
Doch iſt das Menſchliche aus ihm verſchwunden.

„Denn ſchweigend ſaß er da bis dieſe Stunde,
Da ſich zur Fluth die Ebbe umgeſetzt;
Die Waſſer ſtiegen auf aus tiefem Grunde,
Bis ihm die Welle auch den Fuß benetzt.
O Meer! O Meer! ruft er mit wildem Munde,
Was ſchaffſt du noch aus mir zu allerletzt! —
Und da wir kommen, fragen, was er meinet,
Iſt Menſch und Kleid zum Marmorbild verſteinet.“ —

„Wie er gelebt, ſo hat er auch geendet —
Der König ſprach dies feierliche Wort —
Das Element, dem er ſich ganz verpfändet,
Das ihn getrieben hat zu Raub und Mord,
Hat ſich nun auch von ihm nicht abgewendet,
Es reißt ihn vor dem Richterſpruche fort.
So heitrer lad' ich mir die lieben Gäſte,
Des düſtern Amtes quitt, zum Hochzeitfeſte.“ —

„Manch ungerufner Gaſt kommt mit herein!“
Sprach eine Stimme an des Königs Seite.
Nur Knaben ſah er ſtehn im Mondenſchein:
Es war der Morgentraum und ſein Geleite.
Rings ſchloſſen ſie den Freund des Königs ein,
Vor allem Volk; vom Ufer in die Weite
Hub ſich der Abendwind und trieb die Träume
Auf Wolken, wolkengleich, in ferne Räume.

„Gefangnes Kind, bald wirſt du nun gerichtet —
Ließ unterwegs der Morgentraum ſich aus —
Du haſt die alte Ordnung uns vernichtet,
Gefrevelt wider uns und unſer Haus!“ —
„„Was hab' ich nur ſo böſliches verrichtet?““
Verſetzte dieſer. — „Ja, du mußt hinaus —
Ward ihm zur Antwort —, denn du biſt ein Sünder,
Abtrünniger vom Volk der Traumverkünder.

„Doch nicht im Zorne wollen wir uns rächen,
Nur das Geſetz entſcheide klar und ſcharf;
Der alte Hüter ſoll das Urtheil ſprechen,
Ob ein Verräther bei uns hauſen darf.
Dann ſchleiche einſam an den Waſſerbächen,
Du, der ſich thöricht mit ſich ſelbſt zerwarf,
Nicht Traum, nicht Menſchenkind: geſpenſtig ſchim-
mert
Dein Glück ein Irrwiſch, der auf Sümpfen flimmert."

So ſüheten ſie, verachtend und verhöhnend,
Den Traum gefangen in der Träume Land.
Sie ſchlugen laut ans Thor, das ſilbern, tönend
Noch in den alten Angeln ſicher ſtand;
Der Hüter, noch im ſchweren Dienſte fröhnend,
That langſam auf mit höchſt verdroßner Hand.
Eintrat der Haufe, ungeſtümen Tanzes,
Ins düſtre Haus voll matten Lampenglanzes.

Der Magus ſaß, vor ſich das Haupt geneiget,
Ein großes Buch lag vor ihm auf dem Tiſch,
Nachdenkend ſchien er, alles tief geſchweiget,
Man ſollte glauben, er ſtudirte friſch.
Doch Andres iſt, als ſich von außen zeiget:
Aus Schlummer und aus Wachen ein Gemiſch
Umnebelt' ihn vom Abend in den Morgen,
Seit er zuerſt aus Furcht ſich hier verborgen.

„Und was ſoll dieſer im Gemach der Knaben?"
Sprach der Gefangne zu der wilden Schaar.
„Er ſoll uns dich erſtatten. Seine Gaben
Für unſer Amt ſind mehr als wunderbar;
Bald wird er ſich zum Traum geträumet haben,
Dann wird es erſt im Hauſe wieder klar:
Noch fühlt ein jeder ſich verſtimmt, geſtöret,
Seit wir erkannt, daß dich Vernunft bethöret.

„Nun, Alter, tritt hervor und ſei der Richter,
Der Angeklagte iſt vor dich geſtellt.
Du weißt, was er geſündigt, der Vernichter,
Daß er unziemlich Fremden ſich geſellt." —
Der Hüter kommt, es ſchließt der Kreis ſich dichter,
Man horcht geſpannt: welch Urtheil wird gefällt?
Das leichte Völkchen wird ſchon ungeduldig,
Und ernſten Blickes ſpricht der Meiſter: „Schuldig!"

Und Schuldig! Schuldig! rufen alle Zungen;
Der Alte nimmt den Knaben bei der Hand,
Zieht ihn hinaus und ſpricht: „Du haſt errungen
Mehr, als gebührt für dies Geſchlecht und Land;
Mein Sohn, die erſte That iſt dir gelungen,
Du haſt zu Höherem den Sinn gewandt,
Du mußt hinaus: geh zu der Menſchen Hütten,
Die ſchönſten Gaben liebreich auszuſchütten.

„Nur muthig wandre in die Welt hinein
Aus dieſer Heimath unverſchämter Lügen:
Fortan wirſt du der Segensengel ſein
Und dein Geſchenk das lieblichſte Genügen,
Dem auch die kleinſte Freude nicht zu klein,
Dem ſelbſt die Schmerzen ſich zur Freude fügen;
Denn Treue treibt dich aus dem Vaterland,
Und Treu und Segen wandeln Hand in Hand.

„Wenn wallend Korn auf breiten Feldern pranget,
Das iſt ein Segen, ſpricht ein treuer Mund;
Und wenn verzehrend Feuer um ſich langet,
Die Hütten niederbrennt bis auf den Grund,
Und doch noch Herz am Herzen hoffend hanget,
Das iſt ein Segen, ſpricht ein treuer Mund;
Ja, liebend ſpricht es in der letzten Noth:
Welch reicher Segen iſt ein ſanfter Tod!“ —

Auftauchend ſtand die Sonne ob der Fluth
Und Luft und Waſſer roſenfarb erglänzend,
Der Segensengel ſprach, voll Pilgermuth:
„Wie lacht die heitre Erde, blühend, lenzend,
Die Wohnungen der Menſchen traulich, gut,
Und Felder friedlich an einander grenzend!
Da will ich wandern, und den erſten Segen
Bring ich dem Freund' am Hochzeitfeſt entgegen.“

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Ueber

# die Königliche Gesellschaft

für

# Nordische Alterthumskunde

zu Kopenhagen.

---

Von

**Ludwig Giesebrecht.**

---

Stettin, 1828.

Bei Friedrich Heinrich Morin.

# Vorwort.

Der hier folgende Aufsatz wurde im J. 1827 geschrieben und gleich darauf in den von Hagen und mir redigirten neuen Pommerschen Provinzialblättern bekannt gemacht, um meinen Landsleuten und besonders den Genossen und Freunden der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde übersichtliche Nachricht von dem Wirken eines Vereines zu geben, der sich uns vielfach wohlwollend gezeigt hat, dessen Arbeiten mit unseren Forschungen im genausten Zusammenhange stehen. Freunde haben geglaubt, dass die weitere Verbreitung dieser kleinen Arbeit vielleicht von einigem Nutzen sein könne, und haben den besondern Abdruck derselben veranlasst. Da aber unterdessen im Mai d. J. der erste Hauptbericht der Gesellschaft erschienen ist, so ist daraus berichtigt und nachgetragen, was nöthig schien; dagegen die wenigen Hindeutungen in diesem Aufsatze auf seinen ursprünglichen Zweck und auf die Zeitschrift, wo er zuerst seine Stelle fand, habe ich nicht verwischen mögen, Undeutlichkeit geht aus ihnen nicht hervor.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi

Pompeji und Herkulanum, ihr Untergang und ihr Auferstehen sind überall unter uns bekannt; aber was gelten zwei Römische Städte gegen eine Welt, die jenseit unsres Meeres, bei günstigem Winde nur eine Tagesfahrt von uns entfernt, aus der Vergessenheit auftauchend, ganze Menschengeschlechter in ihrer gewaltigen Thätigkeit wieder erscheinen lässt! Und doch, wie wenig ist dieses grössere Ereigniss, *die Restauration der altnordischen Literatur*, bisher beachtet. Es wird diesen Blättern angemessen sein, darauf aufmerksam zu machen.

Die drei Skandinavischen Reiche hatten in frühern Jahrhunderten eine gemeinsame Sprache, die jetzt nur noch auf Island geredet wird, daher gewöhnlich die Isländische benannt; in ihr ist eine Fülle schriftlicher Denkmale niedergelegt, von der wir diesseit der Ostsee gewöhnlich eine viel zu geringe Vorstellung haben. In Kopenhagen und an andern Orten im Norden sind grosse Sammlungen ungedruckter Handschriften; Poesie und Geschichte ist der Inhalt der meisten, und kaum mögte für das Mittelalter an historischen Büchern irgend eine Europäische Sprache so reich sein, als die Isländische.

Von allen diesen Schriften war, ausser dem Gesetzbuche des Königs Magnus Lagabäter, vor der letzten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts beinahe gar nichts gedruckt; die Sprache Islands wurde selbst in Dänemark gar wenig beachtet, man soll sogar gewünscht haben, sie

ganz aus dem Reiche zu verdrängen [1]. Da wandten zuerst einzelne Gelehrte, Worm, Resenius, Verelius, Peringskjöld &c. der altnordischen Literatur ihre Aufmerksamkeit zu. Stücke der ältern Edda, die jüngere ganz, Snorres Geschichte Norwegischer Könige (die sogenannte Heimskringla) und mehre andere historische und poetische Darstellungen traten, einzeln und gesammelt, nach und nach ans Licht, mehr oder minder sorgfältig abgedruckt, manche mit Lateinischen Uebersetzungen und Erläuterungen. Indessen blieb dies Studium, langsam weiter schreitend, beinahe ein Jahrhundert lang in einem nicht sehr grossen Kreise meist Nordischer Gelehrten, denn noch fehlte es an einer ausreichenden Grammatik und einem vollständigen Wörterbuch dieser Sprache.

Da gründete *Arne Magnussen* die nach ihm benannte Stiftung in Kopenhagen, stattete sie freigebig aus mit einer trefflichen, von ihm bereiteten Sammlung altnordischer Handschriften und mit den nöthigen Geldmitteln, und verpflichtete sie zu kräftigem Fördern der Isländischen Studien, namentlich zur Herausgabe und Erklärung der alten Schriftwerke. Nun kam neue Regsamkeit und zugleich ein fester Plan in das Restaurationswerk: Kopenhagen und das Collegium Arna-Magnäanum wurden seitdem dessen Mittelpunkt. Und von hier aus ist in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und in den ersten Decennien des gegenwärtigen rühmlichst für jenen Zweck gewirkt worden. Theils Arne Magnussens Stiftung unmittelbar, theils dem durch sie geweckten Theilnehmen der Königl. Familie und einiger begüterter Privatpersonen verdanken wir die Herausgabe der vollständigen ältern Edda, der Heimskringla und einer nicht unbedeutenden Reihe einzelner Sagen, alle herrlich ausgestattet mit Lateinischen Uebersetzungen, Glossarien, Anmerkungen und

[1]) Rask, Veiledning til det Islandske eller gamle Nordiske Sprog, S. XXXIV.

Abhandlungen, welche Sprache und Sachen erläutern. Diese neuen Untersuchungen bereiteten auch die Grammatik und das Wörterbuch vor, die längst gewünscht wurden, und deren es besonders bedurfte, um den Nordischen Studien Haltung und fernere Verbreitung zu geben. Beides verdankt man *Rask*. Im Jahr 1811 erschien seine Isländische Grammatik[1], drei Jahre später, durch ihn vermehrt, bearbeitet und herausgegeben, *Björn Haldorsons* Isländisches Lexicon, das sein Verfasser[2] dem Collegium Arna-Magnäanum handschriftlich hinterlassen hatte.

Indem Rask auf solche Weise dem gelehrten Forscher den Eingang in die Literatur des Nordens eröffnete, begann *Rafn* in anderer Art die Schätze derselben denjenigen auszuspenden, denen Sprachstudien nicht auf ihrem Wege liegen. Bisher hatte man die Isländischen Sagen meist nur ins Lateinische übersetzt; nur Einiges war in neuere Sprachen übertragen worden, durch Peringskjöld, Reenhjelm, Göransson, Björner, Afzelius in Schweden, ins Englische durch Johnstone und Thorkelin, ins Deutsche durch Gruter, Herder, Grimm und v. d. Hagen; in Dänemark, wo man die Isländischen Studien ohne Zweifel am gründlichsten und gelehrtesten trieb, scheint in dieser Hinsicht am wenigsten geschehen zu sein; Resenius, Erichson, Sandwig, Nyerup hatten erst die Bahn eröffnet, welche *Rafn* nun einschlug und seit sieben oder acht Jahren mit rastlosem Eifer und sichtbarem Glücke verfolgt hat.

---

[1]) Diese schon oben in der Note angeführte Veiledning &c. ist Dänisch geschrieben; im Jahr 1818 gab Rask, nachdem er Island besucht und dort im Munde der Lebenden, wie vorher in den Schriftwerken, die Sprache erforscht hatte, eine zweite Isländische Grammatik in Schwedischer Sprache heraus.

[2]) Bjorn Haldorson wurde 1724 in Island geboren, starb daselbst 1787.

Zwei solcher Männer bedürfte es neben den übrigen achtbaren Freunden und Kennern dieser Studien in Dänemark, damit in der Restauration der Isländischen Literatur eine neue Periode anhebe. Dies geschah durch *die Gründung der Gesellschaft für Nordische Alterthumskunde.*

Im Jahre 1824 trat in Kopenhagen ein Verein von Freunden der heimischen Geschichte zusammen, welcher die Ueberzeugung aussprach: es sei allerdings schon Bedeutendes geschehen, besonders durch das Collegium Arna-Magnäanum, um die Isländische Literatur ans Licht zu ziehen, aber doch seien noch sehr viel ungedruckte Handschriften, welche man der Gefahr des Unterganges entreissen müsse, und gerade jetzt sei es dazu an der Zeit, indem nun die Hindernisse grösstentheils gehoben seien, welche früherhin diesen Studien im Wege gestanden. Der Verein beschloss also, noch nicht edirte Isländische Handschriften herauszugeben, jährlich einen Band von mindestens 20 Bogen, und zwar so, dass der Grundtext, eine Lateinische Uebersetzung mit kritischen und erklärenden Anmerkungen, besonders für den gelehrten Sprach- und Alterthumsforscher bestimmt, und eine Dänische Uebersetzung für das grössere Publikum, um die Verbreitung auf alle Weise zu erleichtern, einzeln zu haben wären. Den Anfang der neuen Sammlung, *Fornmanna Sögur* (Geschichten der Altvordern) genannt, sollte die Saga von Olaf Tryggveson machen. Durch eine gedruckte Anzeige in Isländischer, Lateinischer und Dänischer Sprache vom April 1824 machten *Bryniulfson*, *Egilson*, *Gudmundson* und *Rafn* dies Vorhaben öffentlich bekannt, und als Probe der Behandlung und des Druckes liess man zugleich mit dieser Anzeige die Jomsvikinga Saga nach der kürzesten und ältesten Recension erscheinen. So wurde zur Subscription auf die *Fornmanna Sögur* und zugleich zu freiwilligen Geldbeiträgen für den Zweck des Vereines eingeladen.

Der Verein hatte den Sinn seiner Zeit verstanden, das offenbarte sich bald. Sein Vorhaben fand an vielen Orten im Norden willige Aufnahme, vornehmlich in Dänemark, Norwegen, auf den Faröern, vor allen in Island, wo noch jetzt Gelehrte und Ungelehrte mit grosser Liebe an der Geschichte ihrer Vorfahren halten: denn auf diesem wenig begüterten, von dem übrigen civilisirten Europa so fern belegenen Eilande unterzeichneten aus einer Bevölkerung von ungefähr 50,000 Einwohnern sich 1000 Personen auf die *Fornmanna Sögur*, und diese grössten Theils nicht Gelehrte, sondern Handelsleute, Schiffer, Handwerker, Bauern, Knechte und Mägde.

Unterdessen hatten sich den wenigen Männern, von denen dies Beginnen ausging, mehrere Gleichgesinnte angeschlossen, und es hatte sich so eine feste und bleibende *Gesellschaft für Nordische Alterthumskunde* gebildet, welche 59 Mitglieder zählte, als sie im Januar 1825 ihre erste constituirende Versammlung hielt. In dieser wurden die Statuten der Gesellschaft entworfen, und die Beamten derselben gewählt, nämlich Prof. *Rask* zum Vorsteher, *von Abrahamson*, Adjutant Sr. Majestät des Königs, zum Vice-Vorsteher, Prof. *Rafn* zum Sekretair, Justizrath *Langeland* zum Kassirer. Die Statuten sind in Isländischer und Dänischer Sprache gedruckt [1], und geben über die Absichten dieser Verbindung ohne Zweifel den besten Aufschluss. „Der Zweck der Gesellschaft — heisst es in ihnen — ist vornehmlich Herausgabe und Erläuterung altisländischer Schriftwerke, aber ausserdem auch alles, was dazu dienen kann, die Geschichte, Sprache und Alterthümer des Nordens im Allgemeinen aufzuklären und dadurch Liebe zu den Vorfahren und dem Vaterlande zu wecken und zu nähren. In dieser Absicht will die Gesellschaft

---

[1]) Samþyktir hins kgl. norræna fornfræda félags. Vedtægter for det kgl. nordiske Oldskrift-Selskab.

sich bestreben, nach und nach alle Isländischen Sagen und sonstige alte Schriftwerke herauszugeben, welche für Geschichte, Alterthümer oder Sprache von Wichtigkeit sind. Dabei wird man es möglichst vermeiden, zugleich mit der Arna-Magnäanischen Commission dieselben Werke zu ediren. Sollte aber einmal wider Erwarten die Gesellschaft sich auflösen, so sollen alle ihre Sammlungen und Mittel eben dieser Stiftung Arne Magnussens zufallen. Da es ferner ganz besonders darauf abgesehen ist, die auf Island seit Jahrhunderten herrschende Liebe zur vaterländischen Literatur zu fördern, so müssen die Ausgaben in der Grundsprache für sich besorgt werden, und sind dabei sämmtliche Handschriften und sonstige Hülfsmittel mit Sorgfalt zu benutzen. Um den Zugang zum Lesen der alten Schriften desto mehr zu eröffnen, muss zugleich für Uebersetzungen, besonders Dänische, der wichtigeren Sagen gesorgt werden. Die Herausgabe dieser Werke zu veranstalten, ist aus Mitgliedern der Gesellschaft eine Abtheilung zusammengetreten, die Abtheilung für die alten Schriftwerke (*Oldskrift-Afdelingen*) benannt, bestehend aus denselben Personen, welche die erste Aufforderung zur Subscription auf die *Fornmanna Sögur* erliessen, und welcher obliegt, die nöthigen wissenschaftlichen Arbeiten auszuführen und den Druck einzuleiten in Selbstverlag, oder in Verlag eines Buchhändlers, so fern es dessen bedarf, mit Unterstützung der Gesellschaft. Die Gesellschaft wird ferner, um ihre Wirksamkeit zu öffentlicher Kunde zu bringen, und um die Theilnahme an ihrem Vorhaben zu wecken und zu fördern, auf ihre Rechnung ein Zeitblatt herausgeben, vierteljährlich einen Bogen, das sämmtlichen Mitgliedern und andern Beförderern der Sache unentgeltlich zugefertigt wird, und welches Nachrichten von dem Wirken der Gesellschaft, ihre Rechnungen und ausserdem literarische Anzeigen und kürzere Aufsätze enthalten soll. Dies Blatt steht unter unbeschränkter Leitung des Vorstehers. Gleichfalls auf Rech-

nung der Gesellschaft wird eine Zeitschrift in Heften erscheinen, welche Abhandlungen enthalten soll, die dazu beitragen können, Nordens Geschichte, Sprache und Alterthümer durch Hülfe altnordischer Denkmäler oder diese aus anderweitigen Quellen zu erläutern, desgleichen poetische Beiträge, welche die Liebe zum alten Norden wecken könnten. Was in diese Hefte soll aufgenommen werden, muss in einer Versammlung vorgelesen sein, und den Beifall von zwei Drittheilen der anwesenden Mitglieder gefunden haben. Die Gesellschaft will endlich auch die Herausgabe anderer, zur Erreichung ihres Zweckes dienlicher Werke befördern, und sonst noch, so weit sie sich durch die Theilnahme ihrer Mitglieder und die Gaben ihrer Wohlthäter dazu befähigt sieht, auf andere Weise die Kenntniss des alten Nordens und seiner Literatur und die Neigung dafür zu verbreiten suchen, doch so dass sie ihr Hauptziel, die Herausgabe der alten Schriftwerke, nicht aus dem Gesichte verliere." Die Statuten enthalten ferner Bestimmungen über die Mitglieder der Gesellschaft, zu denen geachtete Männer sollen gewählt werden, sowohl im Norden, als in andern Ländern, welche wirkliche Theilnahme an den Zwecken der Gesellschaft beweisen. Die Mitglieder werden in Ehrenmitglieder, ordentliche und correspondirende abgetheilt. Ordentliche in Dänischen Staaten wohnhafte Mitglieder verpflichten sich zu einem jährlichen Geldbeitrage. An der Spitze der Gesellschaft stehen ein Vorsteher, ein Vicevorsteher, ein Sekretair und ein Kassirer, welche auf drei Jahre gewählt werden, und nach Ablauf dieser Zeit wieder wählbar sind. Diese haben, ausser ihren besondern Verpflichtungen, gemeinsam die Aufsicht über Eigenthum und Einkünfte der Gesellschaft, und müssen für deren Erhaltung, Vermehrung und Anwendung nach den in den Versammlungen der Gesellschaft gefassten Beschlüssen Sorge tragen. Solcher Versammlungen, in denen sämmtliche ordentliche und Ehrenmitglieder Stimmrecht haben, werden der Regel

nach vier im Jahre gehalten, im ersten Monate jedes Quartals, nöthigen Falls auch mehr als diese.

Drei Jahre sind seit dieser ersten Einrichtung der Gesellschaft vergangen. Am 31 Jan. d. J. traten die bisherigen Beamten ab, und ihre Stellen nahmen für die drei nächsten Jahre ein: *von Abrahamson*, Adjutant Sr. Majestät des Königs, als Präsident, Prof. *Finn Magnusen* als Vicepräsident, Kanzleirath *Th. Müller* als Kassirer; das Sekretariat wurde aufs neue dem Prof. *Rafn* übertragen.

Bei diesem Beamtenwechsel hat die Gesellschaft ihren ersten *Hauptbericht über die Jahre* 1825, 1826 *und* 1827 bekannt gemacht, aus dem sich für sie das ehrenvolle Zeugniss ergiebt, sie sei mit ihrem Wirken nicht bloss hinter ihren Vorsätzen nicht zurück geblieben, sondern sie habe mehr geleistet, als sie versprach, als ihre Stifter selbst erwarteten, da sie zuerst Hand ans Werk legten. Das hat auch der *hochsinnige König von Dänemark* anerkannt, indem er ihr aus eigner Bewegung und als einen Beweis Seines Wohlgefallens an ihrem Wirken, unterm 9 Mai d. J. das Prädikat einer *Königlichen Gesellschaft* beilegte.

Die Abtheilung für die alten Schriftwerke erlitt im Jun. 1827 einen grossen Verlust durch den Tod des Dr. Brynjulfson, statt dessen Th. Helgesen in das Commitée eingetreten ist. Dieser Hemmung ungeachtet ist die Herausgabe geschichtlicher Sagen [1] des Nordens, welche die Gesellschaft zunächst beabsichtigt, mit Ernst und Eifer betrieben worden.

---

[1]) Es ist vielleicht nicht überflüssig zu bemerken, dass die altnordische Benennung *Saga* sowohl die streng geschichtliche Erzählung bezeichnet, als die dichterische und mythische, dass jenes Wort also dem ähnlich lautenden *Sage* bei uns Deutschen nicht vollkommen entspricht. Dieses hat von den beiden erwähnten Bedeutungen nur die letztere.

Es sondern sich aber die erwähnten Sagen in zwei Haupttheile: Sagen zur Geschichte von Island und Sagen zur Geschichte der übrigen Nordischen Lande, Dänemark, Norwegen und Schweden; zwei grosse Sagensammlungen liegen daher auch in dem Plane der Gesellschaft: *Islendinga Sögur* und *Fornmanna Sögur*.

Mit den letztern und zwar mit den *Norwegischen Geschichten* wurde der Anfang gemacht. Die drei ersten Bände der Fornmanna Sögur enthalten daher die Olaf Tryggvesons Saga, nach einer bis jetzt ungedruckten Recension, und zehn kleinen Sagen, die mit der Geschichte jenes merkwürdigen Fürsten und seiner Zeit in Zusammenhang stehen.

So weit war man schon im Sommer 1827 vorgegangen; daneben war auch die versprochene Dänische Uebersetzung dieser drei Bände, *Oldnordiske Sagaer, oversatte af Rafn*, vollständig erschienen, nur die Lateinische Uebersetzung war durch Brynjulfsons Tod etwas aufgehalten, so dass von ihr erst der zweite Band konnte gegeben werden (*Scripta historica Islandorum, latine reddita et apparatu critico instructa*. Vol. II). Da erwog die Gesellschaft, dass die Norwegischen Sagen, die man aufzunehmen habe, im Ganzen zehn Bände ausmachen würden, dass also erst nach sieben Jahren die Reihe an die Geschichte Dänemarks kommen könnte, welches Land doch vor allen übrigen Nordischen Reichen die Sache gefördert habe. Daher schien es billig, vielfach geäusserten Wünschen entgegen zu kommen, und statt des vierten Bandes der Fornmanna Sögur zuerst den eilften und in diesem *Dänische Sagen* ans Licht treten zu lassen.

Und auch dieser eilfte Band ist bereits gedruckt; er enthält eine vollständigere Recension der Jomsvikinga Saga, die Jomsvikinga Drapa des Bischofes Bjarne, die Knytlinga Saga, Bruchstücke betreffend die Einführung des Christenthumes in Dänemark, Harald Blaatand und Svend Tveskäg, Hakon Hareksons Saga und die Erzählung

vom Geize Bischof Absalons, die drei ersten Stücke auch für die Geschichte der südlichen Ostseeküste von nicht geringer Bedeutung und, gleich dem zuletzt genannten, sie zuvor gedruckt.

So erfreulich nun auch der Gewinn für die altnordische Literatur ist, welchen die bisherigen Bemühungen der Gesellschaft gebracht haben, so ist für die nächsten drei Jahre doch noch Grösseres zu erwarten. *Die Abtheilung für die alten Schriftwerke*, ermuthigt durch die wohl verdiente Theilnahme, welche ihren ehrenwerthen Arbeiten im Norden und anderweitig geworden ist, hat beschlossen vom Jahre 1829 ab auch die Islendinga Sögur zu beginnen, und diese Sammlung neben den Fornmanna Sögur fortzuführen. Somit steht bis zum Jahre 1830 zu erwarten.

Der *Fornmanna Sögur* vierter und fünfter Band (Olafs des Heiligen Saga nebst den dazu gehörigen Erzählungen), dazu der vierte, fünfte und eilfte Band der Dänischen und der erste, dritte, vierte und fünfte der Lateinischen Uebersetzung; ferner

Der *Islendinga Sögur* erster und zweiter Band, enthaltend: Are Frodes Schedae, Islands Landnamabok, Vigastyrs Saga, Heidarviga Saga, Kormaks Saga, Ljosvetninga Saga, Svarfdäla Saga, Vallnaljots Saga, Vigaskutas Saga, Viga-Glums Saga.

Ausser den geschichtlichen Sagen, deren Herausgabe die königl. Gesellschaft für Nordische Alterthumskunde übernommen hat, enthält aber die Isländische Literatur eine nicht unbeträchtliche Anzahl solcher, welche in das Gebiet der Dichtung gehören. Die Herausgabe dieser, wenigstens der wichtigsten unter ihnen, lässt sich der Vorsteher jener Abtheilung, Prof. *Rafn*, angelegen sein, der bei allen Arbeiten derselben unablässig beschäftigt, doch noch nicht Raum genug in ihnen fand für seine unermüdete Thätigkeit.

Prof. *Rafn* edirte i. J. 1826 das *Krakumal*, den Sterbegesang Ragnar Lodbroks in der Ursprache mit Dänischer, Lateinischer und Französischer Uebersetzung, eine Schrift,

welcher Rask das Zeugniss giebt, sie sei die wichtigste, gelehrteste und nützlichste, zugleich die mit dem grössten Fleisse und Kritik ausgeführte Bearbeitung eines altnordischen Gedichtes, welche Dänemark bis daher in seiner Muttersprache aufzuweisen habe. Gegenwärtig bereitet der Herausgeber des Krakumal eine umfassende Sammlung dichterischer und mythischer Darstellungen des alten Nordens. Sie wird den Namen *Fornaldar Sögur* (Sagen der Vorzeit) führen, und theilt sich wieder in drei gesonderten Abtheilungen:

*Fornaldar Sögur Nordrlanda* (Sagen der Vorzeit der Nordlande), mythische Erzählungen von den Begebenheiten im Norden vor dem Anfange des eigentlich historischen Zeitalters.

*Fornaldar Sögur Sudrlanda* (Sagen der Vorzeit der Südlande), ähnliche Erzählungen aus der Fabelgeschichte südlicher Völker.

*Kappa Sögur ok Riddara* (Helden- und Rittersagen), Ritterromane. Diese, wie die Sudrlanda Sögur sind Uebersetzungen, im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts auf Befehl des Norwegischen Königs Hakon Hakonson aus dem Deutschen, Holländischen, Englischen, Französischen und Spanischen übertragen.

Die Nordrlanda Sögur, von denen auch eine Dänische Uebersetzung angekündigt ist, *Nordiske Fortids Sagaer*, werden sich auf drei Bände, jeder etwa 30 Bogen stark, ausbreiten; eben so gross, vielleicht etwas geringer wird der Umfang der Sudrlanda Sögur und der Kappa Sögur sein.

Für ein solches Unternehmen kann dem Herausgeber der Dank keines Freundes der Nordischen Literatur entstehen, denn wem müsste es nicht erfreulich sein, Poesie und Geschichte des Nordens, Fornaldar Sögur und Fornmanna Sögur sich neben einander aufschliessen zu sehen,

und so erst die volle Einsicht in das Leben jener alten Welt zu erlangen.

Die Gesellschaft für Nordische Alterthumskunde hatte sich indess in ihren Statuten nicht bloss die Herausgabe altnordischer Schriftwerke, wenn gleich diese als Hauptsache, zum Ziel gesetzt, sondern auch zwei periodische Blätter hatte sie zugesagt. Auch diesem Versprechen ist sie nachgekommen.

Das kleinere Zeitblatt *(Hermod, det nordiske Oldskrift-Selskabs Tidende, besörget af R. Rask)* erschien während der Jahre 1825 und 1826 in der oben vorgezeichneten Art, und hat ausser den Nachrichten von der Gesellschaft, die es enthält, in mehreren wissenschaftlichen Anzeigen und Beurtheilungen Beachtenswerthes vorzüglich über Skandinavische und Germanische Grammatik zur Sprache gebracht. Seit dem Anfange des Jahres 1827 bis zum Erscheinen des schon erwähnten Hauptberichtes gab ein kleineres Blatt *(Beretning om det nordiske Oldskrift-Selskabs Arbeider og Forhandlinger)* halbjährlich auf wenigen Seiten kurze Nachricht von der Gesellschaft.

Die grössere Zeitschrift für Nordische Alterthumskunde *(Tidskrift for nordisk Oldkyndighed)* ist ununterbrochen in gleicher Form fortgeführt. Es sind bis jetzt 5 Hefte derselben erschienen, in den vier ersten eine Rechtschreibungslehre der Dänischen Sprache vom Prof. Rask, im fünften eine Abhandlung des Prof. Paulsen über den Nutzen der Kunde des Alterthumes überhaupt und des ältern Rechtszustandes insbesondere, ferner eine Dänische Uebersetzung einer alten Isländischen Erzählung von Snegluhalle vom Prof. Finn Magnusen, desgleichen ein Aufsatz des Dr. Bredsdorff über das Verhältniss des Skandinavischen Runenalphabets zu dem Gothischen Alphabet der Neapolitanischen Briefschaften, und von demselben Verfasser Bestimmungen über die Zeit, da Ragnar Lodbrok lebte.

So wenig es nun bei den schriftstellerischen Unternehmungen der Gesellschaft auf Gelderwerb abgesehen ist, so haben diese, was als Zeichen der Zeit nicht aus der Acht zu lassen, dennoch bereits einigen Ueberschuss gewährt, und es ist dadurch und durch eingegangene freiwillige Beiträge, ungeachtet der nicht geringen Ausgaben, welche die erste Einrichtung nöthig machte, schon möglich geworden, ein Kapital von 1500 Rbdlr. zurückzulegen, als Anfang eines festen Fonds, welcher auch für die Zukunft die Dauer der Gesellschaft sichern kann. So darf man hoffen, dass auch später Lebende, wie jetzt die hie und da verbreiteten Freunde des Nordischen Alterthumes, noch Belehrung und geistige Anregung in diesem Vereine finden werden. Denn das ist ein wesentliches Verdienst der Königl. Gesellschaft für Nordische Alterthumskunde und ein Vorzug, den sie, ihrer Einrichtung nach, vor dem Collegium Arna-Magnäanum hat, dass in ihr alle, denen diese Studien am Herzen liegen, in allen Ländern Europas, ja schon über die Grenzen unsres Erdtheiles hinaus, in America und Africa einen Zusammenhang gefunden haben.

Wie das Blut vom Herzen durch die Adern geht, und von diesen, in stets erneuertem Kreislaufe, wieder zum Herzen, so scheint es mir, geht die Nordlandskunde von Dänemark, von Kopenhagen aus zu den Mitgliedern der Gesellschaft und weiter zu ihren andern Freunden durch die civilisirte Welt, und wird sich immer neue Wege finden und sich verbreiten, und neu geweckte Ideen werden von da und dort zu dem Herzen zurückkehren, werden auch hier wieder anregen und wieder ausströmen, und eine Quelle geistigen Lebens werden, wirksam für die Bildung und Entwickelung der Ostseevölker zunächst und mehr oder minder des ganzen Europa. Was der Hauptbericht der Gesellschaft meldet von den Verbindungen, welche mit den Faröern, mit Island, Grönland und Pommern angeknüpft und von der wissenschaftlichen Anregung, welche so hie und da veranlasst worden, scheint mir erst ein erfreulicher

Anfang, die ersten aufsprossenden Spitzen einer Saat, die vielleicht einmal in solcher Fülle da stehen wird, dass die Scheunen derer, die sie ausstreuten, sie nicht zu fassen vermögen.

" Nicht als erwartete ich von der Restauration der altnordischen Literatur jene gewaltigen, erschütternden Bewegungen, welche sich äusserten, als einst das klassische Alterthum durch eine ähnliche Erneuerung dem erwachenden Europa entgegen geführt wurde. Das war ja der Anfang der neuern Bildung unsres Erdtheiles, die seitdem unablässig dahin trachtet, sich des Wissens aller frühern Völker und Zeiten zu bemächtigen, um auf dieser riesenhaften Grundlage den Bau der eignen Erkenntniss aufzuführen. Geschichte, Kunst, Poesie, mancherlei Wissen der Völker im Osten, Westen und Süden sind eingewandert und unter uns aufgenommen; wie dürfte nun die Nordische Muse, und wäre sie noch so herrlich und herrlicher, als die Griechische, von der gegenwärtigen Generation jene begeisterte Jugendliebe erwarten? Doch ihre Ehre wird auch sie haben, ihren Antheil an der Erziehung der Europäischen Menschheit.

Jene Fülle geschichtlicher und biographischer Darstellungen, die ein Zeitalter zu frischer Anschauung bringen, in welchem die Thatkraft des Einzelnen, von der Natur so wenig unterstützt, oft durch sie gehemmt, das Kühnste wagte und vollführte, jene Edden, welche die eigenthümlichen religiösen Ideen und Mythen dieses Zeitalters und dieser starken Menschen erkennen lassen, endlich das idealisirte Gegenbild eines solchen bewegten Lebens, das über ihm schwebt, wie der Ferver über den Heldenbildern auf den Sculpturen Persepolis, aufgehüllt in der Skaldenpoesie und den dichterischen Sagen des Nordens —: das Alles kann kein todtes Besitzthum unserer Büchersäle bleiben; es wird in der Ideenwelt der Schriftgelehrten eine Bewegung hervorbringen müssen, die sich bald auch einem grössern Kreise mittheilen wird, wenn

Uebersetzungen in neuere Sprachen jene Fundgruben weiter und weiter aufthun. Noch mehr aber steht dies zu erwarten, wenn die Poesie, welche das Unveränderliche in dem Leben der Menschengeschlechter mit dem Wandelbaren, als Alt und Neu sich Gestaltenden, so wunderbar zu verschmelzen weiss, jenes altnordischen Stoffes sich mehr und mehr bemächtigen, und, ausscheidend was der Gegenwart zu fremde geworden, nur das wieder hervorrufen wird, was das dermalige Geschlecht seinen Gefühlen und Ideen zu amalgamiren vermag.

Der erste Versuch dieser Art wurde bald nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts gemacht, als Macphersons Ossian ausging, und in Deutschland alle Gemüther erfüllte; eine neue Bardenpoesie sollte erstehen, welche durchaus national nicht nur die Poesie der neuern Romanischen Völker überstrahlen, sondern selbst dem klassischen Alterthume und seinen Dichtungen als völlig original sich gegenüber stellen könnte. Dabei war es aber nicht bloss auf ein episches oder dramatisches Auffassen von Zuständen und Charakteren der Vergangenheit abgesehen, sondern selbst die Gegenwart wollte man im Geiste der Barden, sogar lyrisch ergreifen. Für die letztere Dichtungsart wurde ein mythologischer Hintergrund nothwendig erachtet, welchen bisher die Griechisch-Römische Götterfabel geboten hatte; deren Stelle musste nun die Edda vertreten, da das Deutsche Alterthum nichts der Art aufzuweisen hatte. Wie man es damit hielt, zeigt Klopstocks Wingolf und manche andere seiner Oden. Gelingen konnte dies Beginnen nicht, theils weil die Bardenpoesie, die man begründen wollte, auf unrichtigen und unklaren Voraussetzungen ruhte, theils weil die Kunde von der Nordischen Mythologie und den Nordischen Sagen den Meisten noch viel zu fremde und ferne stand. Aber vergeblich sind darum jene Bestrebungen doch nicht zu nennen: die Neigung Skandinavische Stoffe in die neuere Poesie herüber zu ziehen, ist seitdem im Norden

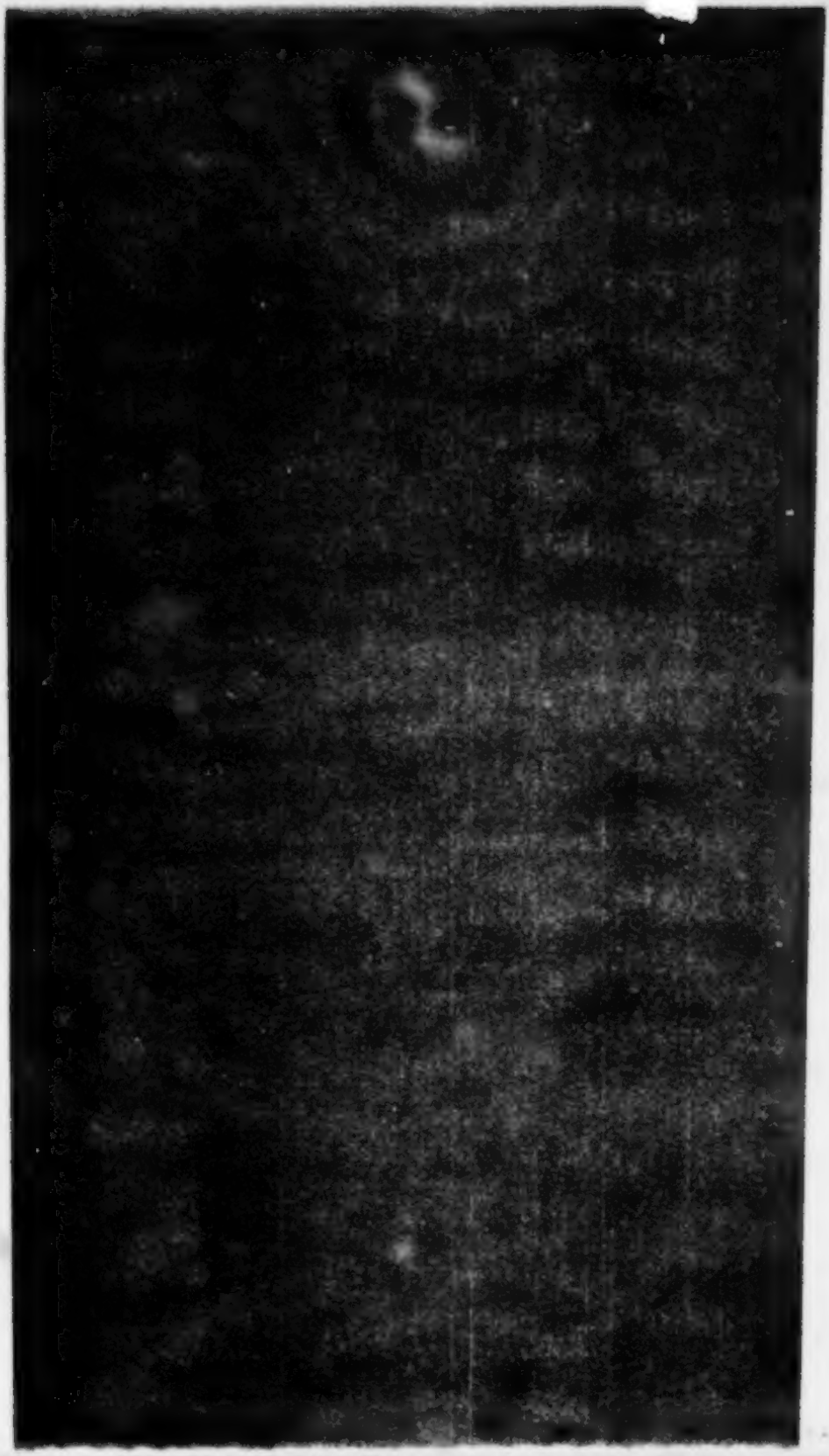
und in Deutschland nie ganz wieder untergegangen, sie musste vielmehr zunehmen in demselben Maſse, als jene bekannter wurden.

„Wenn man die Skandinavischen Sagen lies't — sagt Bonstetten[1] —, so wird man unaufhörlich versucht, diese poetischen Umrisse auszuführen, welche so viele, der methodischen Poesie civilisirter Völker unbekannte Schätze enthalten." Ich glaube, wer auch nur die beiden Sagen, welche unsre Provinzialblätter verdeutsch haben, einer nähern Betrachtung gewürdigt hat, wird *dem* Ausspruche beistimmen. In der Jomsvikinga Saga jenes Grollen Haralds mit Sveinn, den er nicht als Sohn anerkennen will, und dem er doch immer nachgiebt, als vom Vatergefühl überwältigt, Vater und Sohn in dauerndem Zwiste erhalten durch Palnatoke und Fjölnir, die durch sie ihren eigenen Hass ausströmen, bis der Vater fällt; dann das unablässige Walten der Rache, zuerst des Sohnes für den Vater gegen den Freund und Pfleger seiner Jugend, dann Palnatokes gegen Fjölnir, endlich die Rache für Palnatokes Verbannung durch die Arglist des Sigwald, und aus dieser List wieder Sveinns Racheplan sich entspinnend, der durch die Schlacht in der Hjörungabucht sich entladet; daneben Jarl Hakon im grausigen Bunde mit den Unholden siegend, aber durch Aufopferung des eignen Kindes; eben so in der Geschichte des Thorleif die Magie des Skaldengesanges siegend und besiegt im Widerstreite gegen die Zauberkünste des düstern Hakon, endlich die rührende Sage von Halbjörns Weihe zum Skalden — welche Stoffe, welche Charaktere für den Dichter, welcher die Tiefen der Menschenbrust zu ergründen, ihre Leidenschaften darzustellen, welcher das Unbildsame abzusondern, das Rauhe zu mildern, Lücken zu ergänzen, Ton, Farbe und Leben

---

[1]) L'homme du midi et l'homme du nord. p. 68.

in die Skizzen zu bringen und sie zu geistvollen Bildern auszuführen weiss! Und welche Menge von Sagen bietet der Norden, grösser und reicher, denn diese beiden. Auch haben Dichter unsrer Zeit sie zu würdigen gewusst, eine neue Periode des Bewältigens Skandinavischer Sagen durch die Poesie hat ihren Anfang genommen; auch hier gehen wir einer viel versprechenden Zukunft entgegen.



# Schillers Bild in Stuttgart.

Ein Vortrag,

im Frauenverein der Guſtav-Adolf-Stiftung gehalten

von

Ludwig Gieſebrecht.

Stettin, 1868.

Verlag von Th. von der Nahmer.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi

Av 10900 - 32

In Stuttgart, auf dem Platze zwischen dem Palais und dem alten Schloß, ist eine Statue Schillers aufgerichtet, ein Werk des Bildhauers Thorwaldsen. Das Bild hat, wie alles, was die Kunst hervorbringt, Tadel und Vertheidigung erfahren, diese von München her, jenen von Berlin aus. Die Münchener Apologie ging dem Berliner Tadel vorher, war also von letzterem ganz unabhängig; doch setzt jede Vertheidigung einen Angriff voraus, es sind mithin wohl auch im südlichen Deutschland Stimmen laut geworden, welche die Statue anfochten; ich kenne sie nur aus dem, was der Schutzredner davon sagt.

Dieser, der Philosoph Franz Baader, der i. J. 1841 gestorben ist, hat in der Augsburger allgemeinen Zeitung sich wörtlich dahin geäußert: Man hat in der herrlichen Statue Schillers von Thorwaldsen die Senkung des Kopfes des Dichters getadelt und gemeint, der Bildner hätte dessen Antlitz zum Himmel empor gerichtet darstellen sollen. Wäre Schiller ein Theolog oder ein religiöser Dichter gewesen, so hätte diese Meinung Grund. Da er aber weder der Eine, noch der Andere war, da vielmehr eben das Characteristische seiner Dichtungen es ist, sich meistens in jenem Chiaroscuro und der dieses begleitenden Wehmuth, als Unbefriedigtheit des Forschens zu halten, welche, gleich einer Thräne, den völlig klaren Blick trübt, eben aber in dieser Trübung in dem Reichthum der Farben sich bricht und wie ein Regenbogen in der zur Erde sich senken-

genredner, wie er ihnen das Wort giebt und entzieht, er ſelbſt verläßt die ſtille Höhe nicht, von welcher er ſeine Boten entſendet, er iſt beredt, aber kein Redner. Es iſt ſo, wie Waagen ſagt, die handelnden Perſonen in den Tragödien Schillers, wie in deſſen Balladen und Romanzen erweiſen ſich häufig kühn und leidenſchaftlich bewegt, allein dürfen wir daraus auf die gleiche Geiſtesart des Dichters ſchließen? Wer mit derſelben Lebendigkeit, mit demſelben Scharfſinn durch ſeine Boten das Für und das Wider geltend machen läßt, zeigt wohl eben dadurch vielmehr, daß er nicht in der Streitfrage befangen, ſondern außer und über ihr, daß er von ihr nicht leidenſchaftlich bewegt iſt, ſondern ruhig ordnend, ſogar inmitten der Bewegung ſteht. So ſtellt der Meiſter auch die dichteriſche Thätigkeit dar.

Wer kann des Sängers Zauber löſen,
Wer ſeinen Tönen widerſtehn?
Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrſcht er das bewegte Herz;
Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es ſtaunend himmelwärts
Und wiegt es zwiſchen Ernſt und Spiele
Auf ſchwanker Leiter der Gefühle.

Aber wenn nicht leidenſchaftlich bewegt, die ſtolze Haltung des Hauptes könnte doch vielleicht durch ein dichteriſch kund gegebenes hohes Selbſtbewußtſein gerechtfertigt erſcheinen. Legt er nicht in der Jungfrau von Orleans dem Könige Karl die Worte in den Mund:

Es ſoll der Dichter mit dem König gehen,
Denn beide wohnen auf der Menſchheit Höhen.

Und im Grafen von Habsburg:

Nicht gebieten werd' ich dem Sänger, ſpricht
Der Herrſcher mit lächelndem Munde,
Er ſteht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde.

Gewiß, Schiller war ſich der großen Wirkung ſeiner Kunſt wohl bewußt, aber noch viel mehr der ſtrengen Forderungen, welche ſie an den ſtellt, der ſie übt.

Wenn das Todte bildend zu beſeelen,
Mit dem Stoff ſich zu vermählen,
Thatenvoll der Genius entbrennt,
Da, da ſpanne ſich des Fleißes Nerve
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke ſich das Element,
Nur dem Ernſt, den keine Mühe bleichet,
Rauſcht der Wahrheit tief verſteckter Born,
Nur des Meiſels ſchwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors ſprödes Korn.

Dies beharrliche Ringen des Gedankens mit dem Element, oder, wie es Waagen genannt hat, dies Inſichverſunkenſein des dichteriſchen Sinnens iſt die wahrhafte Lebensarbeit Schillers geweſen, die ihn aufgerieben und dem Tode in die Arme geführt hat. Er wußte ja,

Es glänzen viele in der Welt,
Sie wiſſen von allem zu ſagen,
Und wo was reizet und wo was gefällt.
Man kann es bei ihnen erfragen;
Man dächte, hört man ſie reden laut,
Sie hätten wirklich erobert die Braut.

Doch gehn ſie aus der Welt ganz ſtill,
Ihr Leben war verloren.
Wer etwas Treffliches leiſten will,
Hätt' gern was Großes geboren,
Der ſammle ſtill und unerſchlafft
Im kleinſten Punkt die höchſte Kraft.

Dem gemäß rief er, der Herold des unermüdlichen Fleißes, immer wieder ſich ſelbſt und andern zu:

den Wolke erscheint: so hat der Meister den Charakter des Dichters trefflich mit seinem zur Erde sich senkenden Haupte ausgesprochen [1]).

Anders die Meinung des Berliner Kunstkenners Waagen i. J. 1842. Er schrieb damals aus Stuttgart: Von Denkmalen der Bildhauerei ist hier die Statue Schillers von Thorwaldsen das bedeutendste. Ungeachtet meiner begeisterten Verehrung für diesen großen Künstler kann ich indeß nicht sagen, daß sie mich ganz befriedigt hätte. Ich verstehe recht wohl, daß er in der vorwärts geneigten Haltung des Hauptes das Insichversunkensein des dichterischen Sinnens hat ausdrücken wollen, indessen scheint mir dieses der kühnen und leidenschaftlich bewegten Geistesart, welche uns aus Schillers Dichtungen anweht, durchaus nicht zu entsprechen, und überdem höre ich von persönlichen Freunden des Dichters, daß eine gerade und stolze Haltung des Hauptes für ihn so characteristisch gewesen, daß er eine solche selbst noch dann behauptet hat, als seine Kräfte durch körperliche Leiden schon sehr geschwächt gewesen [2]).

Welchem Urtheil ist beizustimmen? Selbst die Thatsache wird verschieden gedeutet. Das Bild steht da mit vorwärts geneigtem Haupte. Blickt es nun zur Erde oder in sich hinein? Sollte es ekstatisch gen Himmel blicken, oder stolz und kühn aus sich heraus? Das sind die Fragen, um die es sich handelt: erwägen wir eine nach der andern.

Baader stützt seine Erklärung des vorwärts geneigten Hauptes der Statue auf den Charakter der Poesie Schillers: er erkennt in ihr ein Helldunkel, das von Wehmuth begleitet ist, deren Grund unbefriedigtes Forschen. Und es läßt sich nicht leugnen, die früheren Schöpfungen unsers Dichters aus jener Zeit seiner innern Kämpfe, wie das Talent sie durchzufechten hat, machen mehr oder weniger einen solchen Eindruck.

Nicht so die späteren. Das Jahr 1795 aber, das sechs und dreißigste Lebensjahr des Poeten, giebt sich durch zwei in ihm entstandene, bedeutende Gedichte als Epoche machend zu erkennen.

Mit den Idealen schließt die Poesie der Trübe und der Wehmuth: das Gedicht selbst hat noch größtentheils diesen Charakter. Es beginnt mit der Klage:

So willst du treulos von mir scheiden
Mit deinen holden Phantasien,
Mit deinen Schmerzen, deinen Freuden,
Mit allen unerbittlich fliehn?
Kann nichts, dich, Fliehende, verweilen,
O meines Lebens goldne Zeit?
Vergebens, deine Wellen eilen
Hinab ins Meer der Ewigkeit.

Erloschen sind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt,
Die Ideale sind zerronnen,
Die einst das trunkne Herz geschwellt,
Er ist dahin, der süße Glaube
An Wesen, die mein Traum gebar,
Der rauhen Wirklichkeit zum Raube,
Was einst so schön, so herrlich war.

Die weiter folgenden Strophen legen die überschwänglichen, idealen Erwartungen, die gehofften Erfolge des Jünglings, aber auch die Enttäuschungen dar, welche das wirkliche Leben ihm gebracht. Zuletzt der resignirende Schluß:

Von all dem rauschenden Geleite
Wer harrte liebend bei mir aus?
Wer steht mir tröstend noch zur Seite,
Und folgt mir bis zum finstern Haus?
Du, die du alle Wunden heilest,
Der Freundschaft leise, zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend theilest,
Du, die ich frühe sucht' und fand.

Und du, die gern mit ihr sich gattet,
Wie sie der Seele Sturm beschwört,
Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

Einen Naturlaut, eine Stimme des Schmerzes hat Schiller selbst dies Gedicht genannt, hat davon gesagt, es sei zu individuell wahr, um als eigentliche Poesie beurtheilt werden zu können; denn das Individuum erleichtere sich dadurch von einer Last, anstatt daß es in Gesängen von anderer Art, von einem Ueberflusse getrieben, dem Schöpfungsdrange nachgebe. Das ist Schillers Aesthetik, gegen die sich viel einwenden ließe, jedenfalls bezeugt in ihr der Dichter, daß er sein eigenes Inneres vor uns aufgeschlossen hat, und wenn er der Freundschaft leise, zarte Hand als ihm geblieben von den zertrümmerten Jugendidealen erwähnt, so darf wohl, wenn nicht allein, doch vorzugsweise an den Freundschaftsbund mit Göthe gedacht werden, der nicht lange vorher geschlossen ward, der beide kräftig gefördert und die herrlichsten Blüthen deutscher Dichtung ins Leben gerufen hat.

In demselben Jahre 1795 entstand ein zweites Gedicht Schillers: das Ideal und das Leben, dem Inhalte nach dem eben erwähnten verwandt, und doch unverkennbar der Anfang einer neuen Periode in dem innern Leben des Dichters. Die wirkliche und die ideale Welt stehen auch hier einander gegenüber, aber es wird nicht mehr der Anspruch erhoben, daß diese in jener zur Vollendung gelangen soll; es wird vielmehr vor einem Versuch zu dem Zweck ausdrücklich gewarnt, denn nur die olympischen Götter vermögen jene Gegensätze in ewiger

Ruhe und Klarheit zu vereinigen. Der Mensch aber hat alle Arbeit, alle Mühen und Leiden der Wirklichkeit unverdrossen auf sich zu nehmen, doch zugleich geistig im Ideal heimisch zu bleiben: so kann auch er zu olympischer Höhe aufsteigen, wo die Wechsel der Zeitlichkeit sein Inneres nicht mehr berühren. Dem entsprechend schließt das Gedicht mit den majestätischen Strophen:

Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte
Ging in ewigem Gefechte
Einst Alcid des Lebens schwere Bahn,
Rang mit Hydern und umarmt den Leuen,
Stürzte sich, die Freunde zu befreien,
Lebend in des Todtenschiffers Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlasten
Wälzt der unversöhnten Göttin List
Auf die will'gen Schultern des Verhaßten,
Bis sein Lauf geendigt ist —

Bis der Gott, des Irdischen entkleidet,
Flammend sich vom Menschen scheidet
Und des Aethers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen, ungewohnten Schwebens
Fließt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt.
Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kronions Saal,
Und die Göttin mit den Rosenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

Aus einer brieflichen Aeußerung des Dichters wissen wir er hatte ernstlich im Sinn, da fortzufahren, wo dies Gedich aufhört. Eine Idylle eigenthümlicher Art sollte werden, di Vermählung des Hercules mit der Hebe ihr Inhalt. De Dichter freute sich des Genusses, in einer poetischen Dar stellung alles Sterbliche ausgelöscht, lauter Licht, lauter Frei

heit, lauter Vermögen, keinen Schatten, keine Schranke, nichts von dem allen mehr zu sehen. Ihn schwindelte, wenn er an diese Aufgabe, an die Möglichkeit ihrer Lösung dachte, doch verzweifelte er nicht, wenn sein Gemüth nur erst ganz frei und von allem Unrath der Wirklichkeit recht rein gewaschen. Das Problem ist dennoch ungelöst geblieben. Was hätte auch aus dem Versuch hervorgehen können, als ein maßloses, phantastisches Gebilde? Das mußte dem Dichter bei näherer Betrachtung des Gegenstandes einleuchten, er wandte sich daher mit neuer Liebe und neu gekräftigt der Tragödie zu, in der sein ideales Gestalten an der realen Erfahrung, das Mögliche an dem Wirklichen Maß und Haltung fand. Wallenstein war das erste Werk, mit dem er die höhere Stufe seines dichterischen Schaffens erstieg. Die Zeit des Helldunkels und der Verhüllung war für ihn vorüber, klar und frei ging er weiter, wie er begonnen hatte. Dem Wallenstein folgten Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina, Wilhelm Tell; ehe Schiller den Demetrius, der Anlage nach die tiefsinnigste seiner Tragödien, vollenden konnte, brach seine Körperkraft zusammen. Er hat seinen Lauf beschlossen, wie Rafael mit der Transfiguration[3].

Zwei Phasen der Poesie unsers Dichters liegen vor, welcher hatte Thorwaldsen und wie durch sein Bild den Ausdruck zu geben? Entscheiden wir noch nicht. Folgen wir vorher der ferneren Untersuchung.

In sich hineinblickend ist Schiller dargestellt, Waagen mögte ihn stolz und kühn aus sich herausschauend vor sich sehen. So hat er im Leben sein Haupt getragen, versichern Freunde, die ihm nahe gestanden. Das Argument wiegt, meines Erachtens, nicht schwer. Nicht die Erscheinung des Mannes im geselligen Umgange zu zeigen, war Thorwaldsens Aufgabe, sondern den

Dichter seinem Wesen und seiner idealen Wirklichkeit nach, wie er in seinen Werken erkennbar wird. Ergiebt er sich daraus als den Mann des Wortes, den Redner, oder als den Mann des schaffenden Gedankens, den Dichter? So stellt sich nun die Frage.

Schillers Beredsamkeit erkennt unbedenklich ein jeder an. Nirgend in deutscher Zunge strömt der Ausdruck voll und krystallhell, wie in seinen Dichtungen. Aber der Redner und der beredte Mann sind nicht dasselbe. Jener verfolgt bestimmte Zwecke des realen Lebens, für welche er seine Hörer gewinnen will, als Mittel dazu dient ihm die Redefertigkeit, seltener die Beredsamkeit, denn, gleich dem Improvisator, producirt er weniger, als er reproducirt, was in der Sprache und in dem ausgeprägten Gedankenschatz seiner Nation und seiner Zeit bereits vorhanden ist. Schiller dagegen hat sich, besonders in dem letzten Jahrzehent seines Lebens, um die wirkliche Welt und deren Zwecke sehr wenig bekümmert, er hat für die idealen des Theaters gelebt. Hören wir ihn.

Größres mag sich anderswo begeben,
Als bei uns, in unserm kleinen Leben,
Neues hat die Sonne nie gesehn.
Sehn wir doch das Große aller Zeiten
Auf den Brettern, die die Welt bedeuten,
Sinnvoll still an uns vorüber gehn.

Alles wiederholt sich nur im Leben,
Ewig jung ist nur die Phantasie,
Was sich nie und nirgend hat begeben,
Das allein veraltet nie.

Auf diesem Gebiete ist der Dichter selbst und allein der Schaffende, er wirbt um keines andern Beistand zur Ausführung seines Werkes. Die Charaktere, welche seine Phantasie erfand, mögen hinab steigen auf den Kampfplatz als Redner und Ge-

genredner, wie er ihnen das Wort giebt und entzieht, er selbst verläßt die stille Höhe nicht, von welcher er seine Boten entsendet, er ist beredt, aber kein Redner. Es ist so, wie Waagen sagt, die handelnden Personen in den Tragödien Schillers, wie in dessen Balladen und Romanzen erweisen sich häufig kühn und leidenschaftlich bewegt, allein dürfen wir daraus auf die gleiche Geistesart des Dichters schließen? Wer mit derselben Lebendigkeit, mit demselben Scharfsinn durch seine Boten das Für und das Wider geltend machen läßt, zeigt wohl eben dadurch vielmehr, daß er nicht in der Streitfrage befangen, sondern außer und über ihr, daß er von ihr nicht leidenschaftlich bewegt ist, sondern ruhig ordnend, sogar inmitten der Bewegung steht. So stellt der Meister auch die dichterische Thätigkeit dar.

Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widerstehn?
Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz;
Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es staunend himmelwärts
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

Aber wenn nicht leidenschaftlich bewegt, die stolze Haltung des Hauptes könnte doch vielleicht durch ein dichterisch kund gegebenes hohes Selbstbewußtsein gerechtfertigt erscheinen. Legt er nicht in der Jungfrau von Orleans dem Könige Karl die Worte in den Mund:

Es soll der Dichter mit dem König gehen,
Denn beide wohnen auf der Menschheit Höhen.

Und im Grafen von Habsburg:

Nicht gebieten werd' ich dem Sänger, spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde,
Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde.

Gewiß, Schiller war ſich der großen Wirkung ſeiner Kunſt wohl bewußt, aber noch viel mehr der ſtrengen Forderungen, welche ſie an den ſtellt, der ſie übt.

Wenn das Todte bildend zu beſeelen,
Mit dem Stoff ſich zu vermählen,
Thatenvoll der Genius entbrennt,
Da, da ſpanne ſich des Fleißes Nerve
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke ſich das Element,
Nur dem Ernſt, den keine Mühe bleichet,
Rauſcht der Wahrheit tief verſteckter Born,
Nur des Meiſels ſchwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors ſprödes Korn.

Dies beharrliche Ringen des Gedankens mit dem Element, oder, wie es Waagen genannt hat, dies Inſichverſunkenſein des dichteriſchen Sinnens iſt die wahrhafte Lebensarbeit Schillers geweſen, die ihn aufgerieben und dem Tode in die Arme geführt hat. Er wußte ja,

Es glänzen viele in der Welt,
Sie wiſſen von allem zu ſagen,
Und wo was reizet und wo was gefällt,
Man kann es bei ihnen erfragen;
Man dächte, hört man ſie reden laut,
Sie hätten wirklich erobert die Braut.

Doch gehn ſie aus der Welt ganz ſtill,
Ihr Leben war verloren.
Wer etwas Treffliches leiſten will,
Hätt' gern was Großes geboren,
Der ſammle ſtill und unerſchlafft
Im kleinſten Punkt die höchſte Kraft.

Dem gemäß rief er, der Herold des unermüdlichen Fleißes, immer wieder ſich ſelbſt und andern zu:

Raſtlos vorwärts mußſt du ſtreben,
Nie ermüdet ſtille ſtehn,
Willſt du die Vollendung ſehn,
Mußſt ins Breite dich entfalten,
Soll ſich dir die Welt geſtalten,
In die Tiefe mußſt du ſteigen,
Soll ſich dir das Weſen zeigen.
Nur Beharrung führt zum Ziel,
Nur die Fülle führt zur Klarheit.
Nur im Abgrund wohnt die Wahrheit.

Dagegen liegt allerdings der Einwurf nahe, das Element, mit dem der Gedanke des Dichters zu ringen habe, ſei die Sprache. Wenn nun dieſe ſo reich, ſo herrlich, ſo durchgeiſtet, wie unſre Grammatiker von ihr rühmen, könne es dann eine ſo große Arbeit ſein, ſie zu unterwerfen? Schiller laſſe ja auch in der Huldigung der Künſte die Poeſie ſprechen:

Mich hält kein Band, mich feſſelt keine Schranke;
Frei ſchwing ich mich durch alle Räume fort.
Mein unermeßlich Reich iſt der Gedanke,
Und mein geflügelt Werkzeug iſt das Wort.

Ja wohl geflügelt, ſo geflügelt, daß es dem entfliegt, der es gebrauchen mögte, um den Gedanken zu faſſen. Darum rechnet der Dichter es zu den Worten des Wahns, zu glauben,

daß dem irdiſchen Verſtand
Die Wahrheit je wird erſcheinen –
Ihren Schleier hebt keine ſterbliche Hand,
Wir können nur rathen und meinen.
Du kerkerſt den Geiſt in ein tönend Wort,
Doch der freie wandelt im Sturme fort.

In demſelben Sinn läßt ſich auch das Epigramm vernehmen:

Warum kann der lebendige Geiſt dem Geiſt nicht erſcheinen?
Spricht die Seele, ſo ſpricht ach! ſchon die Seele nicht mehr.

Dennoch hat auch für Schiller das Wort eine tiefe Bedeutung. Er weiß, daß in einer Zeit, da das entweihte Gefühl nicht mehr Stimme der Götter ist,

den heiligen Sinn hütet das myſtiſche Wort.

Das ſcheint räthſelhaft und iſt doch ſehr einfach. Die Gedanken, welche der Dichter durch die Sprache kund zu geben hat, ſind innere und äußere Wahrnehmungen, Gefühle der Seele, das Gewoge der Affecte und Leidenſchaften in uns, und die Sprache bietet ihm für dies alles unmittelbar keinen Ausdruck, als die Interjectionen O und Ach, dieſe vieldeutigen, unmittelbaren Aufſchreie des Gefühls. Uebrigens nichts als Begriffszeichen, jedes Wort die Aeußerung eines Begriffs. Da gilt es, auf mancherlei Umwegen, durch Verwandlung von Gefühlen in Wahrnehmungen, durch Subſumtion von Wahrnehmungen unter Begriffe, durch Tropen, Redefiguren und wie es ſonſt thunlich, den Objecten der poetiſchen Darſtellung ſo nahe, als möglich zu kommen, denn völlig erreicht werden ſie nicht — ſie ſind unausſprechlich Schiller ſagt von dem Dichter:

Er drückt ein Bild des unendlichen All
In des Augenblicks flüchtig verrauſchenden Schall.

Das Unendliche abgebildet in dem endlichſten Stoff! Daher bleibt jede Dichtung mehr oder minder ein Räthſel, ein geheimnißvolles, ein myſtiſches Wort. Sieht der Grammatiker von ſeinem Standpuncte aus in den Ergebniſſen des Ringens der poetiſchen Gedanken mit der Sprache Schönheiten und Vollkommenheiten dieſer letzteren; man mag ihm das willig zugeben. Aber es geht ihm doch, wie dem Mädchen, das ſich des ſeidenen Kleides freut, mit dem es geſchmückt, ohne daran zu denken, daß Hunderte und Tauſende von Seidenraupen an dem köſtlichen Gewebe ſich todt geſponnen haben. Der Grammatiker

preiſ't Göthe's Verdienſt um unſre Sprache, und Göthe antwortet ihm:

Nur ein einzig Talent bracht' ich der Meiſterſchaft nah:
Deutſch zu ſchreiben. Und ſo verderb' ich unglücklicher Dichter
In dem ſchlechteſten Stoff leider nun Leben und Kunſt.

Schiller aber mahnt den Dichter:

Laß die Sprache dir ſein, was der Körper den Liebenden.
Er nur
Iſt's der die Weſen trennt und der die Weſen vereint.

Drei von den vier Fragen, die durch Baader und Waagen hervorgerufen wurden, ſind erörtert, eine noch nicht, welche der Erſtere ſchlechthin abgelehnt hat, die nach der Theologie Schillers. Vielleicht regt ſich auch in unſerer Mitte das Bedenken: der Dichter der Götter Griechenlands unter den Theologen! Man leſe die Confeſſionen des Auguſtinus und frage, ob der Biſchof von Hippo unter den Kirchenvätern. Jedenfalls liegt am Tage, ein Endurtheil wäre verfrüht, ſo lange eine Seite des Problems ganz außer Acht gelaſſen.

Seit uralter Zeit ſteht die Religion der Poeſie nahe, ſo das Chriſtenthum, ſo die Religionen, welche ihm vorausgegangen: ſind die Gedanken des Gläubigen auch, denen des Dichters gleich, unausſprechlich, ſind ſie ausſprechlich?

Die Antwort in Göthe's Fauſt iſt bekannt:

Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn.
Wer empfinden
Und ſich unterwinden
Zu ſagen: ich glaub' ihn nicht. — —
Gefühl iſt alles,
Name iſt Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsgluth.

Als eine Bestimmtheit des Gefühls oder des unmittelbaren Selbstbewußtseins, näher als das Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit von Gott bezeichnet auch Schleiermacher die Frömmigkeit [4]). Für Gefühle sind aber, wie eben gezeigt wurde, außer den Interjectionen unmittelbar keine Worte in der Sprache vorhanden; diesen gegenüber befände sich dem gemäß der gläubige Christ in derselben Lage, wie der Dichter. Und wer zögern möchte, dem beizustimmen, der wird doch nicht umhin können, mit dem Apostel Paulus unaussprechliche Vorgänge im christlichen Glaubensleben anzuerkennen [5]), und mit Johannes den vollen Ausdruck der Gottesliebe nicht in Worten, sondern in That und Wahrheit zu finden [6]). Wesentlich verschieden sind die beiden Ansichten keineswegs. Wer den Glauben, die Frömmigkeit, die Gottesliebe — wie man diesen Zustand des Geistes nennen mag — als ganz unaussprechlich betrachtet, leugnet damit nicht, daß er durch ein ähnliches Verfahren, wie es der Dichter befolgt, annähernd kann ausgesprochen, sogar mit Beredsamkeit kann ausgesprochen werden.

Dem gemäß wird auf einer Seite von den Gläubigen gemeint, der Glaube habe Gegenstand, Inhalt und Norm an der Glaubenslehre. Von denen, welche dieser Ansicht sind, dringen dann einige mit großem Eifer darauf, daß die Glaubenslehre wörtlich so festgehalten werde, wie sie im Zeitalter der Reformation ausgesprochen ist; andere suchen die Lehre schärfer und genauer in Worte zu fassen; noch andere bemühen sich friedfertig um immer neue Formeln, welche unter den Anhängern der verschiedenen Glaubenslehren eine Union ermöglichen sollen. Das Letztere ist trotz Jahrhunderte langer Arbeit bis jetzt nicht gelungen, ob es auf dem Gebiet der Glaubenslehre jemals gelingen wird, unterliegt großem Zweifel.

Von andrer Seite wird in diesem allen wissenschaftliche

Thätigkeit erkannt und geachtet, aber doch nur ausgesprochenes, ausſprechliches Chriſtenthum gefunden, nicht das unausſprechliche, welches denen, die hier ihre Stelle haben, als das tiefere gilt. Glauben, meinen ſie, glauben in eigenſter Bedeutung des Wortes kann die Perſon nur an die Perſon, der Chriſt nur an den Gottmenſchen Chriſtus. Sie erinnern an die Mahnung des Johannes: Laßt uns ihn lieben, denn er hat uns zuerſt geliebt[7]); denn Glaube, fährt man fort, iſt dankbare, tief bedürftige Liebe zu dem Erlöſer. Dieſen ſelbſt ſucht und ergreift der Glaube, und was die Glaubenslehre von ihm ausſagen kann, ſind im beſten Fall mangelhafte, fragmentariſche Mittheilungen über ihn, die der Liebe nicht genügen.

Allerdings, könnte darauf im Sinne Zellers[8]) erwiedert werden, das Leben, das Charakterbild Jeſu rein von allen Trübungen darzuſtellen, iſt gegenwärtig die Hauptaufgabe der Theologie. Dafür iſt auch in unſerm Jahrhundert vieles geſchehen, am nachhaltigſten hat die Tübinger hiſtoriſch-theologiſche Schule in der Richtung gewirkt. Sie geht von der Anſicht aus, wenn man ſelbſt auf dem dogmatiſchen Gebiet kein Bedenken haben könne, in Anſehung des Wunders und des Verhältniſſes, in welches die beiden Begriffe des Natürlichen und des Uebernatürlichen zu einander zu ſetzen ſeien, bei der Meinung ſtehen zu bleiben, welche Schleiermacher in ſeiner Glaubenslehre mit gutem Grunde als die auch für die chriſtliche Weltanſchauung genügende geltend gemacht habe, ſo könne für die rein geſchichtliche Betrachtung keine Nothwendigkeit vorhanden ſein, ſich auf einen andern Standpunkt zu ſtellen. Dem gemäß iſt die Schule der Ueberzeugung: das Wunder und die geſchichtliche Betrachtung der Dinge können nicht mit einander beſtehen, wer dieſe will, kann jenes nicht zugeben. Da nun aber die Evangeliſten von Jeſu Wunder berichten, ſo iſt ihre Erzählung wenigſtens theil-

weiſe nicht glaubwürdig, und die Schule ſucht durch geſchichtliche Kritik aus dem Sagenhaften und Falſchen in jener Tradition den wahren geſchichtlichen Kern zu ermitteln.

Der Anhänger des unausſprechlichen Chriſtenthums, dem ſolche Belehrung geboten wird, kann darauf nur antworten: ich zweifle nicht an der Gelehrſamkeit, an dem Scharfſinn, an der aufrichtigen Wahrheitsliebe der Tübinger Theologen, aber ihre Betrachtungen fallen in den Kreis der ausgeſprochenen Glaubenslehre, ich werde unmittelbar von ihnen nicht berührt. Hiſtoriſche Kritik kann mir den Chriſtus nicht offenbaren, deſſen ich bedarf und an den ich glaube, mein Chriſtus hat nicht ausſchließlich einer beſtimmten Zeit angehört, ſondern iſt derſelbe geſtern, heute und in Ewigkeit*), tritt auch noch immer an jeden Einzelnen eben ſo nahe und eben ſo freundlich belehrend heran, wie in den Tagen ſeines Fleiſches an ſeine Jünger und Jüngerinnen.

Der Tübinger Freund zuckt die Achſeln. Alſo auch du, ſpricht er, ſtützeſt dich auf deine unmittelbare Ueberzeugung, auf jenes unwiderſtehliche Gefühl, das man bald Zeugniß des heiligen Geiſtes, bald Beweis aus der innern Erfahrung oder Ausſage des chriſtlichen Bewußtſeins genannt hat. Das iſt das Verkehrteſte, was du thun könnteſt. Denn ein Gefühl kann mir doch immer nur ſagen, daß eine Annahme mir zuſagt, daß ſie meinen Bedürfniſſen, Neigungen und Ueberzeugungen entſpricht; ob ſie dagegen an ſich wahr iſt, läßt ſich nicht nach Gefühlen, ſondern nur nach Gründen beſtimmen. Geſchichtliche Fragen nach der Wahrheit einer Erzählung oder dem Verfaſſer einer Schrift, ſtatt der äußern Zeugniſſe und der innern Anzeichen aus dem Gefühl entſcheiden zu wollen, iſt ſo widerſinnig, daß man die Sache nur zu nennen braucht, um ihre Unmöglichkeit klar zu machen [10]).

Niederſchlagende Worte, — aber Worte! Wir mißgönnen der Tübinger Schule das kritiſche Spiel mit den Evangelien gerade nicht, es iſt ſeit länger als hundert Jahren von den Theologen getrieben und hat nichts, als Vermuthungen zu Tage gefördert, von denen eine die andere verdrängte. Aber das zuverſichtlich herausgeſtellte Princip von der Unvereinbarkeit des Wunders mit der geſchichtlichen Betrachtung können wir nicht anerkennen. Begründet hat es die Schule nicht. Sie beruft ſich auf Schleiermacher. Allein der hat nur behauptet, aus dem Intereſſe der Frömmigkeit könne nie ein Bedürfniß entſtehen, eine Thatſache ſo aufzufaſſen, daß durch ihre Abhängigkeit von Gott ihr Bedingtſein durch den Naturzuſammenhang ſchlechthin aufgehoben werde [11]). Auch dieſe Meinung iſt nicht durchgedrungen, viel weniger wird das Princip der Tübinger Schule auf Annahme rechnen dürfen. Wer Gott als fortwährend, nicht bloß einmal, Schöpfer und zugleich Erhalter ſeiner Welt, wer ihn als den Ueberweltlichen und den Innerweltlichen erkannt hat, der muß ihn folgerecht auch in den entſprechenden, parallelen, einander ergänzenden Reihen wirkend denken, dem Wunder und dem Naturzuſammenhang, ſelbſt der Blindgeborne muß es, denn Gott als ſeiend, aber nicht wirkend ſich vorzuſtellen, wäre Unſinn. Das innere Wunder lehnt Zeller ab, wie das äußere. Gewiß, unvernünftige, gewiſſenloſe Reden und Thaten geben ſich aller Orten kund: wer wird darum behaupten, Vernunft und Gewiſſen ſeien das Vorrecht einzelner Menſchen, nicht der ganzen Menſchheit, wenn auch viele, unmündig oder gebunden, in den Vollgenuß deſſen, was ihr Eigenthum, noch nicht eingetreten ſind? Und das Zeugniß des heiligen Geiſtes, mit ihm die Wiedergeburt aus Gott, die nichts anderes ſind, als von Gott gewirkte Steigerungen und Läuterungen der Vernunft und des Gewiſſens, wären mehr nicht, als ſubjective Gefühle,

gehörten nicht mindeſtens der ganzen Chriſtenwelt an, wenn auch viele noch nicht zu ihrem Genuß gekommen ſind? Das läßt Niemand ſich einreden, der eine ſolche Bewegung in ſich erfahren hat, welche allerdings ein inneres Wunder, doch darum nicht minder wahr und wirklich iſt. Die chriſtliche Religion, ſchrieb F. H. Jacobi, obwohl ein Zweifler, ſo lange er lebte, iſt über alle Vergleichung mit andern Religionen erhaben durch die Lehre eines fortdauernden Wunders, welches von jedem kann erfahren werden — Wiedergeburt durch höhere Kraft. Wer die Wirklichkeit dieſes fortdauernden neuteſtamentaliſchen Wunders der Geiſtesausgießung glaubt, mag auf alle Philoſophien mit Gleichgültigkeit herab ſehen, und wer auch von der Wirklichkeit dieſes Wunders nicht überzeugt iſt, ſollte wenigſtens alle diejenigen Philoſophen verachten, die einen übernatürlichen Beiſtand nicht vermiſſen. Summa: nur der Wunderthätige iſt Gott, alles andere iſt Natur [12]).

Ueber den Zweifler erhob ſich ſein Zeitgenoſſe, der Dichter. Es war wieder unſer Schiller. Er iſt als Zeuge für das Wunder eingetreten mitten in einer rationaliſtiſchen Zeit, mitten unter einem rationaliſtiſchen Geſchlecht, unter Heiden, wie Göthe jenes und ſich genannt hat. Daher klang das Zeugniß auch zu Anfang aus der mythologiſchen Hülle des Griechenthums hervor.

Auf dem geſchäftigen Markt da führe Themis die Wage,
Und es meſſe der Lohn ſtreng an der Mühe ſich ab,
Aber die Freude ruft nur ein Gott auf ſterbliche Wangen;
Wo kein Wunder geſchieht, iſt kein Beglückter zu ſehn.
Alles Menſchliche muß erſt werden und wachſen und reifen,
Und von Geſtalt zu Geſtalt führt es die bildende Zeit,
Aber das Glückliche ſiehſt du nicht, das Schöne nicht werden,
Fertig von Ewigkeit her ſteht es vollendet vor dir.
Jede irdiſche Venus erſteht, wie die erſte des Himmels,
Eine dunkle Geburt aus dem unendlichen Meer;

Wie die erſte Minerva, ſo tritt mit der Aegis gerüſtet,
Aus des Donnerers Haupt jeder Gedanke des Lichts.

Wenig ſpäter, mit dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts, trat dann, wie eine fremdartige Erſcheinung, ganz chriſtlich, die Jungfrau von Orleans hervor, die Tragödie des Wunders. Des Wunders im Reiche der Dichtung, wirft man mir ein. Ohne Zweifel, aber die Dichtung iſt für Schiller

ein Bild des unendlichen All
In des Augenblicks flüchtig verrauſchendem Schall.

Wer das Wunder im Bilde zeigt, hat es in deſſen Vorbilde, in der realen Welt, erkannt. Doch nur als möglich. Ja wohl, antworte ich, er hat die Vereinbarkeit des Wunderbegriffs mit den Begriffen der Natur und der Geſchichte als möglich und nothwendig erkannt. Darauf allein kommt es an. Das wirkliche Wunder zu beglaubigen, es zu unterſcheiden von dem erdichteten und falſchen, das iſt in jedem beſtimmt gegebenen Falle die That des Geiſtes Gottes in dem Geiſte der Gläubigen, ſo weit jeder Einzelne ſolcher Unterweiſung bedarf: der Geiſt erforſcht, wie der Apoſtel Paulus ſagt, alle Dinge, auch die Tiefen Gottes [13]).

Mit der Theologie Schillers ſtände es alſo doch nicht ganz ſo bedenklich, wie Baader, wie auch wohl andre gemeint haben. Er war in der That ein Seher, der, ähnlich manchem der Propheten Israels, in einer nüchternen oder dem griechiſchen Heidenthum zugewandten Welt das Wunder als nothwendig erkannte, es glaubte und begeiſtert verkündete, der mithin von der Erde den Blick aufrichtete zu den Regionen des Himmels.

Aber wie war er nun durch den Meiſel abzubilden? Er iſt vor uns vorüber gegangen als der Mann beredter Lippe, als Dichter auf verſchiedenen Entwickelungsſtufen, als Philoſoph, als chriſtlicher Seher; nach allen dieſen Seiten hin offenbaren

ihn ſeine Dichtungen. Wie iſt dieſe Vielſeitigkeit in eine darſtellbare Einheit zuſammen zu faſſen? Schiller, meine ich, hat es ſelbſt gezeigt in der Schlußſtrophe der Worte des Wahns:

Edle Seele, entreiß dich dem Wahn
Und den himmliſchen Glauben bewahre!
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht ſahn,
Es iſt dennoch das Schöne, das Wahre!
Es iſt nicht draußen, da ſucht es der Thor,
Es iſt in dir, du bringſt es ewig hervor.

So, in ſich hineinſchauend hat ihn auch Thorwaldſen abgebildet: der Meiſter hat den Meiſter verſtanden.

# Anmerkungen.

1) Franz Baaders kleine Schriften, herausgegeben von Hoffmann. Würzburg. 1847. S. 370.
2) Waagen Kunstwerke und Künstler in Deutschland. B. II. S. 220. 221.
3) Die biographischen Notizen sind entlehnt aus den Nachrichten von Schillers Leben im ersten Bändchen seiner sämmtlichen Werke. Ausgabe b. Cotta 1822.
4) Schleiermacher der christliche Glaube. Dritte Ausgabe B. I. S. 6. 15.
5) Röm. 8, 26. 2 Kor. 12, 4.
6) 1 Joh. 3, 18.
7) 1 Joh. 4, 19.
8) M. vgl. den Aufsatz die Tübinger historische Schule in Heinrich v. Sybels historischer Zeitschrift. B. IV. S. 90 ꝛc.
9) Hebr. 13, 8.
10) v. Sybels historische Zeitschrift. B. IV. S. 112. 113.
11) Schleiermacher der christliche Glaube. B. I. S. 233—241. B. II. S. 84—88.
12) F. H. Jacobi's auserlesener Briefwechsel B. II. S. 146. 147.
13) 1 Kor. 2, 10.